Komödie der Worte

Drei Einakter

von

Arthur Schnitzler



S. Fischer, Verlag
Berlin




S F
V



Komödie der Worte

Komödie der Worte

Drei Einakter

von

Arthur Schnitzler

Arthur Schnitzler

S. Fischer, Verlag, Berlin

1915

Vierte bis sechste Auflage.

Inhalt



Stunde des Erkennens

Personen:

Dr. Karl Eckold, Arzt
Klara, seine Frau
Professor Dr. Rudolf Ormin
Diener } bei Eckold
Stubenmädchen } bei Eckold

Spielt in der Wohnung des Dr. Eckold, zu Wien.

Speisezimmer bei Dr. Karl Eckold. Türe im Hintergrund, Türe rechts, Türe links, erste ins Vorzimmer, zweite ins Wartezimmer, dritte zu den übrigen Wohnräumen.
Einrichtung behaglich, ohne modernen Anstrich.
Dr. Karl Eckold (45 Jahre, dunkelbrauner Vollbart, beginnende Glatze, bedient sich zum Lesen eines Zwickers) und Klara, seine Frau (40, noch schön), sitzen am Tisch beim Dessert.

Diener
(bringt eine Karte):

Die Dame bittet, wenn möglich, recht bald vorgenommen zu werden.

Eckold
(die Karte in der Hand, ruhig):

Meine Ordination beginnt bekanntlich um drei. Es ist kaum halb. Die Dame möge sich freundlichst gedulden. Ist sonst wer da?

Diener:

Es sind schon drei Personen vorher dagewesen.

Eckold:

Ich kann selbstverständlich nur der Reihe nach vornehmen.

Diener
(ab).

Stubenmädchen
(bringt den Kaffee).

Klara
(schenkt ein).

Eckold:

Sie haben ja drei Gedecke aufgelegt, Anna. Sie haben offenbar ganz vergessen, daß Fräulein Bettine — oder vielmehr Frau Doktor Bettine Wörmann, heute in Salzburg oder in Zürich oder weiß Gott wo zu Mittag speist.

Klara:

Das Gedeck war für Ormin aufgelegt, für alle Fälle.

Eckold:

Ach ja. Hat er abtelephoniert?

Stubenmädchen

(ab).

Klara:

Nein. Er hatte gar nicht sicher zugesagt. Übrigens kommt er gewiß noch sich verabschieden.

Eckold:

Er wird allerlei zu tun haben vor einer so großen Reise. Du läßt mich dann rufen, nicht wahr? Ich möcht ihm auch gern adieu sagen. (Ist aufgestanden, nach rechts, sich halb umwendend.) Du bleibst doch jedenfalls zu Hause?

Klara:

Ich habe nichts vor. Warum frägst du? Hast du etwas mit mir zu besprechen?

Eckold:

Nichts Besonderes. Keineswegs eilt es. Na — (Er sieht auf die Uhr und will rechts ab.)

Diener

(mit Telegramm und Zeitung).

Eckold

(ihm entgegen).

Diener
(legt die Zeitung auf den Tisch).

Eckold
(öffnet das Telegramm):

Von Bettine.

Klara
(zu ihm hin):

Schon?

Eckold:

Von Bettine und Hugo natürlich.

Klara
(neben ihm, liest mit).

Eckold:

Aus Innsbruck.

Klara:

Richtig! So sind sie gestern abend vom Hochzeitsmahl direkt zur Bahn gefahren.

Eckold:

Ganz vernünftig.

Klara
(lesend):

„Morgen Zürich. Für übermorgen erbitten wir Nachricht Luzern, Palace Hotel.“

Eckold
(liest):

„Tausend Grüße.“

Klara:

Ganz die gleiche Route, die wir vor zweiundzwanzig Jahren genommen haben. Nur hatten wir's nicht so eilig, nach Innsbruck zu kommen.

Eckold
(ohne die Miene zu verziehen):

Modernes Tempo. Auch sind wir in Luzern nicht gerade im Palace Hotel abgestiegen.

Klara:

Das hat damals noch nicht existiert.

Eckold:

Auch wenn ...

Klara:

Es war ganz schön — auch ohne Palace.

Eckold:

Immerhin, Bettine hat es besser getroffen als du.

Klara:

Aber ... (Berührt leicht seinen Arm.)

Eckold
(von ihr fort, an den Tisch, dem er schon nahe war, die Zeitung aufblätternd, stehen bleibend):

Damit will ich keineswegs etwas gegen mich vorgebracht haben. Aber so eine väterliche Million ist nun einmal nicht zu verachten; insbesondere, wenn alles andere so hübsch zusammentrifft wie bei unserem Herrn Schwiegersohn. (Den Blick in die Zeitung.) Da steht übrigens eine Notiz über Ormin. (Er liest.) „Die unter der Führung des kaiserlich königlichen Universitätsprofessors Rudolf Ormin stehende Sanitätskolonne des österreichischen Roten Kreuzes verläßt heute abend mit dem Schnellzug acht Uhr zwanzig Wien, um sich morgen mittag in Triest auf dem Dampfer des österreichischen Lloyd ‚Amphitrite' nach Japan einzuschiffen und von dort auf

den Kriegsschauplatz abzugehen." (Er reicht ihr das Blatt und betrachtet sie, während sie hineinblickt.) Muß nicht übel sein. (Setzt sich.)

Klara
(noch stehend):

Du hast doch so was auch einmal mitgemacht.

Eckold:

Bosnien meinst du? Das kann man nicht gut vergleichen.

Klara:

Es war doch auch eine Art von Krieg.

Eckold:

Nicht nur so „eine Art" — ein ganz wirklicher. Das hast du wohl auch meinen Tagebuchblättern entnehmen können. Ich gab sie dir ja seinerzeit zu lesen. Du erinnerst dich doch?

Klara
(lächelnd):

Gewiß erinnere ich mich.

Eckold:

Von den Felsen aus haben sie auf uns heruntergeschossen. Haben sich verdammt wenig um das Rote Kreuz gekümmert. Ja, auf die Sanitätsleute hatten sie es offenbar ganz besonders abgesehen. (Anderer Ton.) Aber so was muß man in führender Stellung mitmachen — wie jetzt Ormin. Und ich war damals ein ganz junger Arzt, eben promoviert. Und heute würde ich wohl nicht mehr dazu taugen. Da braucht es mehr Elastizität, mehr Idealismus, gewissermaßen mehr Jugend.

Klara:

Ormin ist um zwei Jahre älter als du. Und überdies, wie es heißt, mit dem Herzen nicht ganz in Ordnung.

Eckold:

Ach, die Jahre machen es nicht, nicht einmal die Gesundheit. Was jung erhält, das ist der Erfolg, die Anerkennung, der Ruhm.

Klara:

Wenn du die akademische Karriere eingeschlagen hättest —

Eckold:

Na ja, der Unterschied der Begabungen wird allerdings nicht so horrend gewesen sein. Es lag gewiß mehr an anderen Dingen. Das weiß ich sehr wohl. Vor allem hatte Ormin die innere Leichtigkeit. Das war es. Den inneren Auftrieb, sozusagen. Auch eine gewisse Oberflächlichkeit kann man ihm nicht gerade absprechen. Damit muß man geboren sein.

Klara:

Und er mußte niemals der Praxis nachlaufen.

Eckold:

Habe ich auch nie getan. Und übrigens, als wir beide junge Doktoren waren, ging es ihm materiell nicht viel besser als mir. Keineswegs. Der Wahrheit die Ehre. Auch er hatte zu sorgen und zu kämpfen.

Klara:

Aber nur für sich allein.

Eckold:

Als er heiratete, fingen die Sorgen erst recht für ihn an. Er hat sie nur immer leicht genommen. Daran liegt es ja. Immer. Ich bin überzeugt, wenn er heute oder morgen stirbt, Frau Melanie wird nicht sonderlich gut dran sein.

Klara:

Sie hat doch wohl Pension, da sie nicht gerichtlich geschieden sind?

Eckold:

Pension —! ungefähr zweitausend Kronen! Damit käme sie weit, die gute Melanie. Sie hat wohl für Handschuhe und Hüte allein so viel ausgegeben. Früher wenigstens...

Klara:

Man hat ihr wahrscheinlich viel mehr Übles nachgesagt, als sie verdiente. Man ist ja immer so besonders streng gegen die Gattinen großer Männer.

Eckold:

Großer —? sagen wir — berühmter. Na, vor dieser Unannehmlichkeit bist du Gott sei Dank bewahrt geblieben, ja. Na — (Will rechts ab.)

(Professor Ormin tritt ein. Hager, scharfgeschnittenes Gesicht, bartlos, gegen 50.)

Ormin:

Guten Tag. Ihr habt hoffentlich nicht mit dem Essen gewartet. (Er küßt Klara die Hand, reicht Eckold die seine.)

Klara:

Das war uns leider nicht möglich.

Ormin:

Ich habe natürlich schon ...

Klara:

Aber eine Tasse Kaffee —?

Ormin:

Wenn ich bitten darf.

Klara

(klingelt, gibt dem Stubenmädchen, das gleich kommt, einen Auftrag).

Eckold:

Ich freue mich, dich noch zu sehen, bevor du abfährst. Also heute abend mit der „Amphitrite"?

Ormin:

Ja.

Eckold:

Da steht's auch in der Zeitung. Ihr werdet hoffentlich eine gute Fahrt haben. Jetzt im Juni —. Wann sollt ihr denn an Ort und Stelle sein?

Ormin:

In vier Wochen. Bis wir auf den eigentlichen Kriegsschauplatz kommen, wird's wohl beträchtlich länger dauern.

Eckold:

Wer weiß, ob nicht alles erledigt ist, ehe ihr hinkommt.

Ormin:

Erledigt? — Es hat ja kaum angefangen. Und allem Anschein nach wird sich die Sache ein wenig in die Länge ziehen.

Stubenmädchen

(bringt Kaffee).

Klara
(schenkt ein).

Stubenmädchen
(ab).

Eckold:

Du nimmst einen deiner Assistenten mit?

Ormin:

Den Marenzeller, ja. Auf der Klinik hier wird mich Kleinert vertreten. (Trinkt Kaffee.) Weißt du übrigens, wer sich in Triest mit uns zugleich einschiffen wird? Gleichfalls auf der „Amphitrite"? Unser guter alter Flöding.

Eckold:

Flöding —? Na ja, alt wird er wohl auch mit der Zeit, aber gut? Das dürfte ihm nicht so ohne weiteres gelingen.

Klara:

In welcher Eigenschaft geht denn Flöding nach Japan?

Eckold:

Doch jedenfalls als Korrespondent —?

Ormin:

Ja. Für den „Rheinischen Boten", wie er mir schreibt.

Klara:

Sie stehen in Briefwechsel mit ihm?

Ormin:

Nicht gerade in regelmäßigem. Aber da wir vorigen Sommer ein paar Wochen zusammen gewesen sind, — ganz zufällig — nach langen Jahren, — ich hab's Ihnen ja übrigens erzählt —

Klara:

Wir hören nämlich gar nichts mehr von ihm. Wenn Sie uns nicht seine Grüße aus Helgoland gebracht hätten ...

Eckold:

Was sollten wir von ihm hören? Er ist ja schon zehn Jahre lang von hier fort.

Ormin
(zu Eckold):

Er spricht von dir, als wärt ihr die intimsten Freunde gewesen.

Eckold:

Freunde? Ich weiß überhaupt nicht, ob ich je einen Freund gehabt habe. (Zu Ormin.) Du vielleicht?

Ormin:

Doch, manche. Du stellst wahrscheinlich zu strenge Anforderungen.

Eckold:

Was hilft's? Es ist mir doch selten eine erfüllt worden.

Ormin
(leicht scherzhaft zu Klara):

Was hat er denn? (Sich besinnend.) Ach ja. Das Töchterlein! Bei Gott, mir fehlt sie auch. Habt ihr denn schon Nachricht von ihr? Nein, das ist wohl noch nicht möglich.

Klara:

Doch, eben kam eine Depesche.

Eckold:

Aus Innsbruck.

Klara:

Morgen sind sie in Zürich, übermorgen in Luzern —

Ormin:

Nun — und in vier Wochen habt ihr sie wieder da.

Klara:

Das leider nicht. Sie beziehen gleich nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise ihre Berliner Wohnung.

Ormin:

So. Brauchen sie in Berlin Wörmann so dringend?

Eckold:

Da sein Vorgänger als außerordentlicher Professor nach Breslau berufen wurde —

Ormin:

Ja richtig! Er wird übrigens Karriere machen, euer Schwiegersohn! Mit achtundzwanzig Assistent am Physiologischen Institut — und höchst verdienterweise, wie man sagen muß —

Klara:

Warum hat es nicht hier sein können?

Ormin:

Es ist doch nicht so weit, von Berlin nach Wien.

Klara
(zu Ormin):

Denken Sie nur, vorgestern ist sie noch da gesessen. Siebzehn Jahre lang saß sie auf diesem Platz ... Und nun — da hilft alle vernünftige Überlegung nichts. — Es ist ein so tiefer Riß!

Ormin:

Ich hätte nicht gedacht, daß Sie es gar so schwer nehmen. Alle Väter und Mütter müssen schließlich auf dergleichen gefaßt sein.

Klara:

Was hilft alles „gefaßt sein"!

Eckold:

Wahrhaftig, man sollte lieber niemals Kinder gehabt haben.

Klara
(fast erschrocken):

Wie kannst du das sagen ...?

Eckold
(undurchdringlich):

Ich sage es nun einmal.

Ormin:

Na ... (Pause.) Was ich euch übrigens noch der Ordnung wegen erzählen wollte. Unter den Pflegerinnen des Roten Kreuzes, die mit meiner Kolonne nach Japan gehen, befindet sich auch Frau Melanie Ormin.

Klara:

Ah! —

Eckold:

Deine Frau?!

Ormin:

Meine — gewesene Frau, ja.

Eckold:

Da kommt ihr ja am Ende als Wiedervermählte zurück?

Ormin:

Halte ich nicht für sehr wahrscheinlich.

Klara:

Grüßen Sie Melanie herzlich von mir.

Ormin:

Sie erinnern sich ihrer so freundlich —?

Klara:

Sie ist mir immer sympathisch gewesen. Das wissen Sie.

Eckold:

Bitte auch meine Empfehlungen zu bestellen. Und vergiß nicht, mir Flöding zu grüßen. Du kannst ihm auch sagen, daß es eine ganz besondere Gemeinheit ist, so absolut nichts mehr von sich hören zu lassen, wenn man einmal so „befreundet" war, wie er behauptet mit mir gewesen zu sein.

Ormin:

Du verlangst mehr, als du gibst. Du hast ihn doch eben selbst verleugnet.

Klara:

Dabei hat er ihn sehr gern gehabt.

Eckold:

Gern? Interessiert hat er mich. Er war ein amüsantes Luder. Boshaft und sentimental.

Ormin:

Eine nicht seltene Vereinigung bei Schöngeistern, die von der Natur sonst etwas kärglich bedacht worden sind.

Eckold:

Kärglich bedacht — weil er ein wenig gehinkt hat? Dafür hatte er so schöne blaue Augen.

Ormin:

Das wäre nicht der bedenklichste Widerspruch in seinem Wesen. Schlimmer find' ich, daß er eine so poetische Seele

besitzt und kein poetisches Talent. Das verdirbt den Charakter, wie es scheint.

Klara:

Ich kenne hübsche Verse von ihm.

Ormin:

Dagegen ist bis zu einem gewissen Lebensalter nichts einzuwenden. Aber er macht noch immer welche. Im vorigen Sommer, am Nordseestrande, hat er mir sogar einige vorgetragen.

Klara:

Nun?

Ormin:

Es war eine starke Brandung, ich habe wirklich kein Urteil.

Diener
(mit einer Karte).

Eckold
(nimmt sie):

Du wirst mich entschuldigen, Ormin. Ich muß jetzt leider — Praxis aurea, du weißt. Aber vielleicht finde ich dich noch hier —?

Ormin:

Das glaube ich kaum. Ich habe noch mancherlei zu besorgen vor meiner Abreise.

Eckold:

Du leistest meiner Frau doch noch ein Viertelstündchen Gesellschaft? Und ihr laßt mich vielleicht rufen, ehe du gehst —? So ganz ohne Feierlichkeit wollen wir doch nicht — Also auf Wiedersehen! (Ab rechts.)

Ormin. — Klara.

Klara

(sehr rasch einsetzend):

Das find' ich hübsch, daß Melanie mit Ihnen fährt.

Ormin:

Nicht mit mir, sie fährt eben auch mit.

Klara:

Aber es wäre ihr wohl sonst nicht eingefallen.

Ormin:

Das kann man nicht wissen. Denken Sie nur, was sie in ihrem Leben schon alles versucht und zum Teil auch durchgeführt hat, seit sie von mir fort ist.

Klara:

Sie hat zuletzt nicht in Wien gelebt?

Ormin:

Schon lange nicht. Erst vor einem Vierteljahr ist sie wieder zurückgekommen; aus Madeira — wo sie eine Fremdenpension leitete.

Klara:

Ich dachte, sie hätte sich in Amerika aufgehalten.

Ormin:

Das ist schon länger her. Wissen Sie, daß sie dort Theater gespielt hat? Englisch. Ich hab's auch erst neulich erfahren. Nicht von ihr. Sie soll sogar was gekonnt haben.

Klara:

Ein merkwürdiges Wesen. Vielleicht werden Sie doch noch einmal glücklich mit ihr!

Ormin:

Aber — —

Klara:

Vor fünfzehn Jahren waren Sie wahrscheinlich noch nicht reif zum Ehemann.

Ormin:

Doch. Ich war eigentlich immer reif dazu. Ich hätte nur an die Richtige kommen müssen. (Ganz einfach.) Die habe ich aber um einige Jahre zu spät kennen gelernt.

Klara
(lächelt):

Der „Richtigen" wären Sie genau so durchgegangen wie Ihrer Melanie.

Ormin:

Warum denn? Ich bin ja nicht einmal Melanie durchgegangen. Das ist eine irrtümliche Auffassung von Ihnen. Wir haben nur, Melanie sowohl als ich, zu einer gewissen Zeit begonnen, jedes für sich, unsere kleinen Reisen zu unternehmen. Das sieht dann von weitem leicht nach Durchgehen aus. Übrigens, glaube ich, lag es nicht an mir. Ich selbst, wenn Sie es auch bezweifeln, ich war immer zur Treue, zum mindesten zur Häuslichkeit geboren. Gerade ich. Ich viel mehr als Karl zum Beispiel.

Klara:

Mehr als Karl — Sie —?!

Ormin:

Sicher. In ihm, freilich sehr tief verborgen, steckt ganz bestimmt etwas von einer ganz unhäuslichen, ja von einer Abenteurernatur.

Klara
(lächelnd):

In Karl?

Ormin:

Ja, in Ihrem Gatten, dem praktischen Arzt Doktor Eckold, Ordination von drei bis vier.

Klara
(kopfschüttelnd):

Sie halten sich wohl für einen großen Menschenkenner?

Ormin:

Das muß man schon auf sich nehmen. Es ist nicht immer angenehm, ich versichere Sie. Aber ganz im Ernst gesprochen. Wir haben jeder gegen unsere Natur gelebt, Karl geradeso wie ich. Denn ich, ich habe mich eigentlich mein ganzes Leben lang nach Ruhe gesehnt, nach innerer Ruhe. Hätte ich die gehabt, so wäre wahrscheinlich mehr aus mir geworden.

Klara:

Sie können doch zufrieden sein, denke ich.

Ormin:

Zufrieden? Ah, Sie denken an die sogenannte Karriere. Heiße Doktor, heiße Professor gar — — — Wenn es darauf ankäme! Aber ich hätt' es wohl etwas weiter bringen können, unter friedlicheren Umständen.

Klara:

Unter friedlichen —?

Ormin:

Nun, sagen wir: im Frieden eines Heims, wenn das auch ein bißchen abgeschmackt klingen mag. Aber das sollte mir nicht beschieden sein.

Klara:

Es wird wohl seinen Sinn gehabt haben, daß es Ihnen nicht beschieden war.

Ormin:

Sinn? Das bezweifle ich, da ich doch sehr gut weiß, wo ich unter anderen Umständen — diesen Frieden hätte finden können. (In wärmerem, aber ganz einfachem Ton.) Wir wissen es beide, Frau Klara.

Klara
(leise den Kopf schüttelnd):

Was fällt Ihnen nur ein?

Ormin:

Vor dem Abschiednehmen darf man sich ja wohl wieder einmal erinnern.

Klara
(lächelnd):

Aber nicht davon reden.

Ormin
(ernst, aber nicht schwer):

Wenn man spürt, daß man es vielleicht noch nie mit den rechten Worten gesagt hat und nicht so bald wieder Gelegenheit haben dürfte —

Klara
(lächelt, ohne ihn anzusehen):

Sie haben doch hoffentlich keine schlimmen Ahnungen?

Ormin:

Ahnungen? Darunter hab ich nie gelitten, was natürlich nicht ausschließt, daß ich die Wahrscheinlichkeiten gegeneinander abwäge.

Klara:

Aber i ch habe Ahnungen. Und ich ahne — ich weiß: — es wird Ihnen nichts geschehen.

Ormin:

Ich bin ja auch nicht übermäßig ängstlich. Und es hat mich kein Mensch gezwungen, nach Kriegs- und Pestgegenden abzugehen. Den gewissen unerforschlichen Ratschlüssen ist man am Ende überall ausgesetzt — (lächelt) von Jahr zu Jahr mehr sozusagen.

Klara:

Sie sind noch so jung.

Ormin:

Ich? — Sehen Sie, das kann man von Karl eher sagen als von mir.

Klara:

Ja, auch von ihm kann man es sagen.

Ormin:

Er hat sich frischer erhalten als ich. Für mich hat er eigentlich immer noch sein Studentengesicht. Er hat es ja auch besser getroffen.

Klara
(lächelnd):

Trotz seiner Abenteurernatur?

Ormin
(ernst bleibend):

Vielleicht sogar in seinem Berufe.

Klara:

Um den werden Sie ihn doch wohl nicht beneiden?

Ormin:

Warum nicht? Ist der meine etwa von höherer Art? — Ich versichere Sie, es hat manchmal direkt etwas Unheimliches, wenn man in irgendein unbekanntes Haus gerufen wird, und es wird einem vor allem — nicht irgendein Mensch, sondern ein kranker Magen vorgestellt. Eckold lernt doch seine Patienten wenigstens kennen ...

Klara:

Ob das so besonders —

Ormin
(unterbricht sie):

Ja, die Existenz eines praktischen Arztes hat schon ihren ganz eigenen Reiz. Besonders wenn man über einen gewissen Fonds von allgemeiner Menschengüte verfügt ...

Klara:

Halten Sie Karl für einen guten Menschen?

Ormin:

Hm, Sie stellen mich da vor eine schwierige Frage. Gut — gut wird er wohl sein. Das sind wir ja alle mehr oder weniger. Aber gütig — —? Ich weiß nicht recht ... Verstehen Sie mich wohl! Güte, das ist nämlich etwas sehr Hohes und Seltenes. Aus Güte kann man sogar Verbrechen begehen ... sündigen ...

Klara:

So was kann guten Menschen wohl gar nicht passieren.

Ormin:

Ganz richtig. Gute Menschen bringen es höchstens bis zu kleinen Gemeinheiten.

Klara
(lächelnd):

Das — das hätte eigentlich Flöding sagen können.

Ormin:

Finden Sie? — Dann will ich es doch lieber zurücknehmen.

Klara
(etwas betreten):

Es scheint, daß es unserem alten Freund nicht gelungen ist, sich Ihre Sympathie zu erwerben.

Ormin:

Wir waren im Sommer täglich zusammen. Und auf Ferien verraten sich die Menschen noch mehr als gewöhnlich.

Klara:

Ich frage mich, ob er sich Ihnen nicht anders gegeben hat, als er ist. Das liegt wohl in seiner Art. Wenn Sie ihn richtig gesehen haben, müßte er sich sehr verändert haben.

Ormin:

Man verändert sich ja nicht, Frau Klara. Man verstellt sich; man lügt andern, zuweilen auch sich selber, etwas vor, aber im tiefsten Wesen bleibt man doch immer, wer man war.

Klara:

Wenn man nur genau wüßte, wo dieses Tiefste sich eigentlich zu verbergen pflegt.

Ormin:

Darüber sind wir uns wohl einig. Dort, wo unsere Wünsche schlafen oder sich schlafend stellen.

Klara:

Am Ende gilt doch nur, was wir getan und gelebt —; und nicht, was wir gewünscht oder ersehnt haben.

Ormin:

Ganz richtig, Frau Klara. Um so weniger dürfen wir uns einbilden, einen Menschen zu kennen, solange uns seine Züge hinter dem Nebeldunst der sogenannten Erlebnisse verschwimmen.

Klara
(lächelnd):

Und Ihr Blick geht hinter diese Nebeldünste?

Ormin
(ernsthaft):

Zuweilen. So hat mich zum Beispiel der zufällige Umstand, daß Sie als die sorglich treue Hausfrau meines alten Freundes Karl Eckold durchs Dasein wandeln, niemals darüber täuschen können, daß tief in Ihnen die Seele einer großen Liebenden schlummert.

Klara
(erblassend):

Einer großen gar? (Lächelnd.) Sie schmeicheln. Ich liebe Karl, ja. Ich hab ihn immer geliebt. Aber da ist wohl weiter nichts Großes dabei.

Ormin
(ernst):
Sie wissen wohl, daß ich es nicht so gemeint habe.

Klara
(mit gleichem Ernst):
Ich habe mir nie ein anderes Los gewünscht. Nie. Ich darf von mir sagen, daß ich einem Menschen, der mir vor allen teuer war, sein mühe- und sorgenvolles Leben so weit verschönt habe, als es überhaupt in meinen Kräften stand. Das war nicht immer leicht ... aber man wußte doch, wozu man auf der Welt war.

Ormin:
Ja, das glaub ich wohl, — daß Karl Sie nötig gehabt hat.

Klara:
So wie ich ihn.

Ormin:
Wirklich, Klara? Sie sind immer davon überzeugt gewesen, daß Karl Eckold, er ganz allein, den Sinn und Zweck Ihres Lebens zu bedeuten hatte?

Klara
(herb):
Er und Bettine ... Ja ... Den Sinn und Zweck.

Ormin:
Verzeihen Sie!

Klara:
Was soll ich verzeihen?

Ormin:
Es ist mir vielleicht nicht ganz gelungen, auch heute

den Ton festzuhalten wie hundert andere Male, wenn man (er steht auf) zum Schluß sagen konnte: Auf morgen ... oder übermorgen, gnädige Frau!

Klara
(lächelnd):

Auf — heut über ein halbes Jahr!

Ormin
(möglichst leicht):

Wir wollen's hoffen. Nun aber — (Er will sich verabschieden, auf eine Bewegung von ihr.) O, bitte, lassen Sie Karl doch lieber nicht rufen. Wir haben uns ja schon verabschiedet. Und ... bei aller Sympathie für ihn ... der letzte Eindruck, den ich aus diesem Hause — (Er unterbricht sich, einfach.) Leben Sie wohl, Klara!

Klara:

Leben Sie wohl!

(Sie sind zusammen an der Türe, er hält ihre Hand in der seinen.)

Klara:

Ormin!

Ormin:

Klara —?

Klara:

Sie haben offenbar das Gefühl, als wenn Sie irgend etwas versäumt hätten — durch eigene Schuld.

Ormin
(unbestimmt):

Versäumt? — Wer hat das nicht?

Klara:

In dieser Hinsicht möchte ich Sie doch beruhigen, ehe Sie gehen, wenigstens was mich anbelangt. — Also, lieber Freund, glauben Sie mir, Sie haben nicht den geringsten Anlaß, sich Vorwürfe zu machen.

Ormin:

Ich verstehe wirklich nicht —

Klara:

Auch wenn Sie damals, vor zehn Jahren, mein ich, stürmischer oder geschickter gewesen wären, als Sie es gewesen sind, es wäre Ihnen doch nicht geglückt, mich Ihrer Sammlung einzureihen.

Ormin:

Hm. — Aber ich weiß wirklich nicht, Frau Klara, warum Sie versuchen, durch die Wahl Ihrer Worte —

Klara
(ihn unterbrechend):

O, ich hätte gewiß eines der edelsten Exemplare bedeutet, daran zweifle ich nicht. Aber es konnte nicht sein. Es durfte nicht sein. — Ich habe Sie nämlich geliebt.

Ormin
(nach einer kleinen Pause):

Oh — — oh, ich Tropf.

Klara
(matt lächelnd):

Sie tun sich unrecht. Es lag wirklich nicht an Ihnen. Ich wiederhole es. Alle Mühe wäre vergeblich gewesen. Hätte ich Sie weniger geliebt, so hätte ich die Ihre werden

können — vielleicht. Aber Sie wären — mehr gewesen als mein Geliebter. Sie wären mein Schicksal geworden. Das ist der Grund, warum es nicht sein durfte. — Und nicht mein Schicksal nur.

Ormin:

Was wäre daran gelegen. Für uns wäre es das Glück gewesen. Wie vielen Menschen ist so etwas beschieden. Glück..! Wir hätten es erlebt.

Klara:

Ein halbes Jahr, vielleicht ein Jahr lang. Und auch in dieser kurzen Frist hätten wir es nicht rein genossen.

Ormin:

Es hätte rein werden können. Es wäre rein geworden mit der Zeit.

Klara:

Niemals.

Ormin:

— Bettine —?

Klara:

Nicht nur um ihretwillen.

Ormin:

Er? — Was konnte er Ihnen — damals bedeuten?

Klara:

Was er mir war ... was er mir blieb — immer blieb. Nie habe ich so sehr gewußt, daß ich hierher gehöre ... zu ihm gehöre ... als damals.

Ormin:

Gerade damals?

Klara:

So sehr hab ich es nie gewußt. (Pause.)

Ormin:

Verzeihen Sie, aber wenn ich mich gut erinnere, — mir ist, als hätten gerade zu jener Zeit, von der wir eben reden, Ihre Beziehungen zu Karl sehr viel zu wünschen übrig gelassen.

Klara
(sieht ihn befremdet an).

Ormin:

Oh, das war nicht schwer zu merken. Es gibt wohl kein durchsichtigeres Material als das, aus dem Ehen gemacht sind. Der einzelne kann sich ja zur Not verstellen; aber für menschliche Beziehungen gibt es keine Masken.

Klara
(nach kurzem Zögern):

Wir waren einander damals entfremdet, ich leugne es nicht. Aber trotzdem, ja gerade darum — (Sie unterbricht sich, wärmer.) Sie können es nicht verstehen! Sie haben ja niemals erfahren, was eine Ehe bedeutet, was eine Ehe bedeuten kann. Sie wissen nicht, was eine jahrelange gemeinsame Existenz — und die unsere war lange Jahre hindurch wahrhaft gemeinsam —, was die für Fäden knüpft, stärker als alle, die Leidenschaft zwischen Mann und Weib zu knüpfen vermag. Da mag allerlei zerren und nagen, die Fäden reißen nicht. Man gehört nun einmal zusammen. Und man spürt es nie tiefer —

Ormin:

Als wenn man am liebsten auseinander möchte.

Klara:

Sie wissen gar nicht, wie wahr das ist, was Sie da sagen. In Mißtrauen und Qual gehört man noch zusammen, geradeso wie früher — und später vielleicht — in Hingebung und Zärtlichkeit... fester noch, unrettbarer! Ich hätte ihn niemals verlassen können. Nie verlassen dürfen. Damals weniger als je. — Verstehen Sie jetzt, (mit einem leisen Lächeln) daß alle Mühe vergeblich gewesen wäre, und daß Sie sich wirklich keinen Vorwurf zu machen haben?

Ormin:

Ob ich es verstehe oder nicht, darauf kommt es wohl heute nicht mehr an. Aber, daß Sie es mir gerade heute sagen...

Klara
(ohne ihn anzusehen):

Irgendeinmal mußt ich wohl.

Ormin
(ziemlich leicht):

Sie scheinen doch gelinde Zweifel zu hegen, daß es mir vergönnt sein wird, in einem Jahr oder in zweien innerhalb dieser vier Wände oder sonst irgendwo Ihnen gegenüber zu sitzen so wie heut und —

Klara
(rasch):

Sie sollen kein falsches Bild von mir davontragen.

Ormin
(leicht):

In die Ewigkeit . . .

Klara:

In die Ferne.

Ormin:

Und es erfüllt Sie mit großer Genugtuung, daß ich draußen in der Fremde das Bild einer Heiligen in mir bewahren werde, statt das einer Frau —?

Klara:

Eine Heilige bin ich nicht. Das Wort stimmt auf mich noch viel weniger, als Sie ahnen.

Ormin:

Wir wollen die Worte nicht gar zu schwer und wichtig nehmen.

Klara:

Nehmen Sie sie nur so wichtig und wörtlich, als Sie wollen. Ich bin so wenig eine Heilige, als ich je eine große Liebende war. Ich bin eine Frau wie hundert und tausend andere, glauben Sie mir. Vielleicht nicht schlechter, aber ganz gewiß nicht besser als tausend andere.

Ormin:

Das klingt ja — (Näher zu ihr.) Gibt es noch ein Geheimnis, Klara?

Klara:

Keines mehr für Sie, Ormin, in dieser Stunde.

Ormin:

Keines mehr für mich?

Klara:

Keines.

Ormin:

Verstehe ich Sie recht, Klara?

Klara:

Ich glaube wohl, daß Sie mich recht verstehen.

Ormin:

Aber ein Geheimnis bleibt es doch —? (Pause.)

Klara:

Ein Name — liegt daran so viel?

Ormin:

Ich frage nicht. (Pause.)

Klara:

Sonderbare Fügungen gibt es, Ormin. Morgen um diese Zeit werden Sie wahrscheinlich in seiner Gesellschaft auf dem Verdeck der „Amphitrite" auf und ab spazieren ...

Ormin:

In seiner — — Was sagen Sie da? Er? Das ist ja —

Klara:

Er. (Pause.)

Ormin:

Und in diesem Fall war jede Gefahr ausgeschlossen, daß es ein Schicksal werden könnte?

Klara:

Warum fragen Sie? (Mit einem Blick rings um sich deutend.) Hier haben Sie ja die Antwort.

Ormin:

Die Sie damals nicht voraussehen konnten.

Klara:

Vielleicht doch.

Ormin:

Sie werden mir niemals einreden, daß Sie sich in ein solches Erlebnis mit Berechnung hineinbegeben haben. Es muß irgendeine Erklärung geben, daß gerade er —

Klara
(lächelnd):

Und man muß wahrscheinlich ein Mann und ein bißchen eitel sein, um in einem solchen, doch nicht gar so ungewöhnlichen Fall durchaus nach einer Erklärung zu suchen, wenn man nicht gerade selber —

Ormin:

Der Glückliche gewesen ist.

Klara:

Der Glückliche —?

Ormin:

Sie haben ihn geliebt.

Klara:

Das leugne ich nicht.

Ormin:

Mehr als mich.

Klara
(unwillkürlich lächelnd):

Weniger als Sie.

Ormin:

Und doch hätte er Ihr Schicksal werden können. — Ja, auch er! Es lag doch nicht in Ihrer Macht — Wenn er sich an Sie geklammert, wenn er Sie nicht mehr freigelassen, wenn er auf seinen — Rechten bestanden hätte —

Klara:

Rechte? — Er verlangte nicht mehr, als ich bereit war zu geben. Ihn hatte das Leben nicht verwöhnt wie andere.

Ormin
(leise vor sich hin):

Wie andere!

Klara:

Er war — wirklich einsam gewesen von Jugend an. Nicht einmal — den Frieden eines Vaterhauses hatte er gekannt.

Ormin
(lächelnd):

Und so konnte man immerhin auch ein wenig Schwester und Mutter sein . . .

Klara:

Liebende war man und Geliebte.

Ormin
(immer einfach):

Und in einem trüben Dasein der erste Himmelsstrahl! Das große, das einzige Glück eines Lebens . . .

Klara:

Das ist man wohl gewesen.

Ormin:

Oder hatte wenigstens alle Ursache, sich in dem Traum zu wiegen, daß man es war.

Klara:

Ihm war ich es. Und vielleicht mehr als das Glück. Ich weiß ja nicht, was das Leben aus ihm gemacht hat. Es hat ihm ja nicht alles gewährt, was er hoffen, was er vielleicht fordern durfte. Aber ich weiß, was er damals gewesen ist. Sie haben ihn ja nicht gekannt. Keiner hat ihn gekannt. Wer hat sich denn die Mühe genommen, in diese trotzige und einsame Seele hineinzuschauen? Ich habe es getan. Darum konnte ich, von allen Menschen die erste, ihm etwas sein. Und damals war ich ihm alles — und habe kein anderes Dasein zerstören müssen.

Ormin:

Und überdies, was ja doch auch ein wenig in Betracht kommt, es war beinah — ein Abenteuer.

Klara:

Abenteuer — —?

Ormin:

Ein Erlebnis! Zu einer Stunde, da Sie eben aus allerlei Gründen für etwas dergleichen reif geworden waren.

Klara
(schüttelt den Kopf):

Ich hätte es wohl vorhersehen können.

Ormin
(fragende Miene).

Klara:

Daß Ihnen nun meine Züge verschwimmen würden. Ja, auch Ihnen. Es ist so, wie Sie früher — von den andern behaupteten: Hinter den Wolken der Erlebnisse verschwimmt Ihnen das Bild meiner Seele. (Nach einem leichten Seufzer.) Ich hätte nicht reden sollen, Ormin.

Ormin:

Sie werden doch nicht etwa bereuen, Klara? Ich bin Ihnen ja so dankbar! Es war schön und gut, daß Sie — daß wir beide in dieser Stunde — endlich die Wahrheit gesprochen haben.

Klara:

Sind wir dessen nur ganz sicher?

Ormin:

Klara —!

Klara:

Nun ja. Vielleicht ... Wenn es nicht Worte gewesen wären.

Ormin:

Die Worte — werden wir vergessen. Auf die kommt es ja nicht an. Die sind ja nur —

(Klara — Ormin — Eckold kommt von rechts.)

Eckold:

Na, da bist du ja noch.

Klara:

Eben wollte ich dich rufen lassen.

Ormin

(will sich verabschieden):

Lieber Freund —

Eckold:

Ich danke dir, daß du so lange Geduld hattest.

Ormin:

Indes ist es allerdings hohe Zeit geworden.

Eckold:

Ich will dich auch nicht länger aufhalten. Also nochmals — glückliche Reise! (Händedruck.) Übrigens will ich dir zum Abschied nicht verhehlen, daß ich dich ein wenig beneide.

Ormin:

Wahrhaftig? Nun, komm mit. Laß deine Praxis ein paar Monate sein und fahr mit uns.

Eckold:

Was soll ich bei euch anfangen? Chirurgie ist nicht mein Fach.

Ormin:

Das sollte kein Hindernis sein. Wir können am Ende auch mit Pest dienen. Aber auch das lockt dich nicht besonders, wie es scheint —?

Eckold:

Es ginge ja doch nicht, auch wenn es mich lockte. Weiter als bis zur Sehnsucht hab ich's nie gebracht.

Ormin:

Ist er nicht ein wenig ungerecht gegen sein Schicksal?

Klara:

Ich sag es ihm manchmal.

Eckold:

Na ... (Pause.) Also, laß dir's wohl ergehen, mach möglichst viele Leute gesund und schau zu, daß du selbst heil wieder zurückkommst.

Ormin:

Das wollen wir hoffen. Also adieu. Denkt manchmal an mich. Auf Wiedersehen, Frau Klara. (Reicht beiden die Hand und geht.)

Eckold — Klara.

(Schweigen.)

Eckold

(sieht auf die Uhr, klingelt).

Diener

(kommt).

Eckold:

Ist indes noch wer gekommen?

Diener:

Nein, Herr Doktor.

Eckold:

Der Wagen schon vorgefahren?

Diener

(zum Fenster):

Noch nicht. (Ab.)

Klara:

Es ist erst halb fünf. (Sie ist langsam zum Fenster gegangen.)

Eckold

(setzt sich, nimmt die Zeitung).

Klara
(wendet sich nach ihm um):
Du wolltest mir irgend etwas sagen?

Eckold:
Es hätte auch morgen Zeit.

Klara:
Wegen Bettine, nicht wahr? Die Auszahlung des großväterlichen Erbteils? Sind da irgendwelche Schwierigkeiten? Du bist ja heute beim Notar gewesen...

Eckold:
Ja... Auch das. Die Sache mit dem Erbteil geht natürlich ganz glatt. In ein paar Wochen ist alles abgewickelt. Auf die Kleinigkeit kommt's Bettine jetzt übrigens nicht an. Ja... aber... ich wollte eigentlich... Sag einmal, du hast wohl sehr große Sehnsucht nach ihr?

Klara:
Und du?!

Eckold:
Freilich. Aber ich, ich habe am Ende meinen Beruf. Du, glaube ich, wirst dich doch schwerer dareinfinden können, daß Bettine nicht mehr hier im Hause lebt.

Klara:
Ich war ja vorbereitet.

Eckold:
Trotzdem. Deine ganze Existenz, im Laufe der letzten Jahre wenigstens, war ja völlig ausgefüllt durch Bettine. Du wirst eine arge Leere empfinden.

Klara
(matt lächelnd):
Es gibt wohl noch einiges andere — oder nicht?

Eckold
(starr):
Immerhin, wenn du etwa Lust hättest, nach Berlin zu übersiedeln — von meiner Seite — ich würde meine Zustimmung nicht versagen.

Klara
(befremdet, sieht ihn an).

Eckold:
Ich hätte nichts dagegen, gar nichts, um so weniger, als ja nun, da Bettine nicht mehr da ist, keine rechte Nötigung mehr für uns besteht, noch weiterhin im selben Haus zu wohnen.

Klara:
Ich versteh dich nicht.

Eckold:
Sollte das gar so schwer sein?

Klara
(immer befremdeter):
Du willst — du meinst — ich sollte nach Berlin übersiedeln?

Eckold:
Es ist ein Vorschlag. Man wird über die Einzelheiten noch reden müssen. Aber alles in Betracht gezogen, ich glaube —

Klara:
Was bedeutet das? Was ist das für ein plötzlicher Einfall?

Eckold:

Plötzlich? Das scheint dir nur so. Ich habe nur bisher noch nicht davon gesprochen. Es wäre verfrüht gewesen. Ich liebe es, erst dann von den Dingen zu reden, wenn sie aktuell geworden sind. Aber ich kann dich versichern, es ist eine recht alte Idee von mir, daß wir nach Bettinens Verheiratung unsern — unsern gemeinsamen Haushalt auflösen könnten.

Klara:

Unsern gemeinsamen . . .

Eckold:

Ja, eine recht alte Idee, eine Lieblingsidee. Ich könnte dir auch sagen, wie alt, fast auf den Tag könnte ich es dir sagen. Zehn Jahre sind es her. Im vergangenen Mai waren es zehn Jahre — auf den Tag. Verstehst du mich?
(Er steht ihr gegenüber, sie sehen einander ins Auge.)

(Pause.)

Klara:

Und zehn Jahre lang hast du geschwiegen?

Eckold:

Ja, das habe ich getan. Aber ich mache keinerlei Anspruch auf deine Bewunderung. Es war viel leichter, als du glaubst. Man muß eben nur ganz genau wissen, was man will. Und ich hab es gewußt. Den äußerlich ruhigen Lauf unserer Existenz zu unterbrechen, eine so tiefgreifende Erschütterung unserer Lebensverhältnisse hervorzurufen, so lange unsere Tochter im elterlichen Hause lebte, das wäre höchst unpraktisch, ja sogar unmoralisch gewesen. Und geradeso unmoralisch wäre es, wenn

wir nun weiter zusammen lebten, nachdem Bettine nicht mehr im Hause ist.

Klara:

Du hast es über dich gebracht zu schweigen, zehn Jahre lang?

Eckold:

Ich wußte ja doch, daß dieser Tag kommen mußte. Ich lebte ihm gewissermaßen entgegen.

Klara:

Seit zehn Jahren diesem Tag? Ich glaub es nicht. Solche Selbstbeherrschung trau ich keinem Menschen zu, dir am wenigsten.

Eckold:

Du hast mich immer unterschätzt, das weiß ich. Ihr beide habt es getan.

(Pause.)

Klara:

Warum hast du mich damals nicht fortgeschickt?

Eckold:

Mit demselben Rechte könnte ich fragen: Warum bist du damals nicht fortgegangen?

Klara:

Die Frage könnte ich dir beantworten. Weil ich hier meine Heimat glaubte. Weil hier meine Heimat war — immer — trotz allem.

Eckold:

Die Auffassung hat mancherlei für sich, vor allem ihre außerordentliche Bequemlichkeit.

Klara:

Es war auch deine Auffassung.

Eckold:

O —

Klara:

Ja, sie war es. Sonst hättest du mich eben davongejagt. Es wäre ja dein gutes Recht gewesen nach der üblichen Meinung. Was dich daran verhindert hat — damals —, war ja eben doch nichts anderes als die Empfindung —, daß sich im wesentlichen in unseren Beziehungen nichts verändert hatte.

Eckold:

Ah!

Klara:

Daß sich gerade damals zwischen dir und mir im Grunde durch *Tatsachen* kaum mehr etwas verändern konnte ...

Eckold:

Ich verstehe nicht recht —

Klara:

Wir sind einander fern gewesen — damals. Das war das Wesentliche. Und was dann noch *geschah*, das hatte im Verhältnis zu der Entfremdung, die zwischen uns eingetreten war, kaum mehr viel zu bedeuten!

Eckold:

Entfremdung? Von welcher Zeit sprichst du denn? Was nennst du Entfremdung?

Klara:

Weißt du wirklich nicht mehr?... Sollte dir gerade das aus dem Gedächtnis geschwunden sein, wodurch alles übrige erst möglich wurde?

Eckold:

Ah, nun kann ich es mir wohl denken. Du sprichst von der düstersten Zeit meines Lebens, von der Zeit meiner schwersten Sorgen und Kämpfe, von der Zeit, in der ich endgültig meine akademischen und wissenschaftlichen Träume aufgeben mußte und es sich ein für allemal entschied, daß ich, nicht gerade durch Mangel an persönlichen Fähigkeiten, bestimmt und verurteilt war, ein Handlanger auf meinem Gebiet zu bleiben, statt zu erreichen, was andern in den Schoß fiel. Ich gestehe dir ohne weiteres zu, daß ich mich damals in recht übler Stimmung befand. Man könnte sich eine Frau vorstellen, die in einer solchen schweren Epoche dem Mann zur Seite steht, ihn aufrichtet, ihm zu Hause Ersatz zu bieten sucht für all die Gemeinheit, mit der er sich draußen in der Welt herumschlagen muß. Du aber versuchst, hast es jedenfalls damals versucht, mir aus meiner Verdüsterung eine Art Schuld zu konstruieren, und die sogenannte Entfremdung war dir nichts als eine willkommene Ausrede dafür, dein ... (mit Hohn) Glück außer Hause zu suchen.

Klara:

Du bist ungerecht. Ich habe mein Redlichstes getan, damals dir über alle deine Enttäuschungen und bösen Erfahrungen hinwegzuhelfen. Es hat mir wohl die Kraft

dazu gefehlt. Ich bin vielleicht zu rasch müde geworden. Aber es ist mir doch niemals eingefallen, dir dein unglückseliges Temperament als Schuld anzurechnen, wie du sagst. Daß diese Entfremdung kam, ist wahrscheinlich niemandes Schuld gewesen, deine so wenig wie die meine. Es mag ja sein, daß menschliche Beziehungen geradeso ihren Krankheiten unterworfen sind — wie Menschen selbst. Das mußtest du wohl fühlen wie ich. Und darum hast du auch gewußt, daß die Tatsache selbst . . . der Betrug, wie man es wohl zu nennen pflegt, nicht mehr viel zu bedeuten hatte. Sonst hättest du ihn ja doch nicht . . . hingenommen, wie du es getan.

Eckold:

Du glaubst? Nun, so muß ich dir wohl erklären, wieso ich ihn — hinnehmen konnte. Ich war vorbereitet. Ich sah das Verhängnis herannahen. Das sieht man ja immer. Manche verschließen sich die Augen. Ich tat es nicht. Und da war ich denn so klug, dir zuvorzukommen. Verstehst du? Das mußt du schon meiner Eitelkeit zugute halten. Ich habe nicht so lange gewartet, bis (höhnisch) sich dein und mein Schicksal erfüllt hatte. Ich sah es herankommen, aufzuhalten war es nicht, und so kam ich dir eben zuvor. Es wäre erstaunlich, daß du davon nicht einmal etwas geahnt haben solltest! Wie wenig mußt du dich um mich gekümmert haben. Und ich machte durchaus kein Hehl daraus. Insbesondere er, dein — Liebhaber, war sehr gut davon unterrichtet. Sollte er dir's nicht einmal angedeutet haben? Das wäre sonderbar. Vielleicht hast du's vergessen. Nun, das ist ja gleich . . . Jedenfalls ließ

es sich ganz leidlich ertragen ... das Verhängnis ... besonders, da man seine bestimmten Pläne für die Zukunft hatte.

Klara
(in ruhigem Ton):

Es wäre reinlicher gewesen, mich davonzujagen.

Eckold:

Und von dir jedenfalls reinlicher, dich zur rechten Zeit — zu entfernen. Sehr reinlich sind ja solche Dinge niemals. Aber klug wäre es nicht gewesen, wenn wir uns damals getrennt hätten, von wem immer der Gedanke einer solchen Trennung ausgegangen wäre.

Klara:

Und heute, heute mit einem Male sollte es klug geworden sein?

Eckold:

Heute ist es sogar das einzig Mögliche.

Klara:

Du glaubst es ja selbst nicht.

Eckold:

Warum? Erschiene dir mein Entschluß vernünftiger, wenn ich die Augen rollte, die Hand gegen dich erhöbe und umherraste wie ein Toller? So hätte sich's wohl vor zehn Jahren abgespielt, wenn ich ein Narr gewesen wäre. Heute kannst du das doch nicht von mir verlangen.

Klara:

Wir sind ohne Zeugen, Karl. Du wirst mich so wenig für zudringlich halten als ich dich für —

Eckold:

Nun?

Klara:

Für einen Komödianten, der sich seine Szene nicht will verderben lassen. Also, laß es genug sein. Du hast deinen Triumph haben wollen, du hast ihn, laß dir daran genügen. Du kannst dir wohl denken, daß ich oft bei Bettine sein werde, so oft als nur möglich. Das ist ja mein eigener Wunsch. Aber warum alles übrige? Warum heute eine Gemeinsamkeit lösen, in der doch nichts, so gut wie nichts mehr von all dem vorhanden ist, was einer so verspäteten Strafe und Rache Sinn verleihen könnte? Was ich dir in diesen letzten Jahren gewesen bin — und du mir, das können wir uns wohl weiterhin bleiben. Du hast doch nicht diese ganzen Jahre hindurch Komödie gespielt! Das ginge doch wohl über alle menschliche Kraft. Längst hattest du mir innerlich verziehen, wenn du dir's vielleicht auch nicht zugestandest. O, früher, viel früher schon — lange, ehe wir einander nichts geworden sind, als gute Freunde . . .

Eckold:

Gute Freunde? — Es ist auch ein Wort. Man hat natürlich allerlei miteinander zu reden, wenn man unter einem Dache wohnt, durch verschiedene gemeinsame Interessen des Alltags und überdies durch ein Kind verbunden ist. Beliebt es dir, eine solche Verbindung Freundschaft zu nennen, so sei's dir nicht verwehrt. Mich für meinen Teil hat es niemals gehindert, in der Tiefe meiner Seele meine Existenz von der deinen getrennt zu

halten und der Stunde entgegenzuleben, die nun endlich gekommen ist.

Klara:

Dann aber lebst du ihr erst entgegen, seit wir einander wirklich nichts mehr sind als Hausgenossen. Denn einmal war es anders.

Eckold:

Nie war es anders.

Klara:

Es war anders —! Erinnere dich doch! Nach der schlimmen Zeit der Entfremdung, der Lüge, wenn du willst, kam ja eine andre — eine bessere — die Zeit, in der wir einander wiederfanden!

Eckold:

Wir beide — einander wieder —?!

Klara:

Wir wußten beide, was wir gelitten hatten, auch ohne es einander zu sagen. Und es wurde vieles wieder gut. Alles! Ja, erinnere dich nur. Wir waren wieder glücklich, glücklich wie zuvor, glücklicher, als wir es je gewesen waren. Das, das kannst du nicht aus der Welt schaffen. Denk doch nur an unsere Reise — bald darauf. An die wundervollen Tage in Rom, in Neapel, die wir zusammen verlebt haben. Damals hast du mir doch keine Komödie vorgespielt! Alles andere geb ich dir meinethalben preis. Aber jene Zeit, in der wir beide aus unsern Erlebnissen wieder zueinander kamen und von neuem wußten, was wir füreinander bedeuteten, die

war nicht Lüge und war nicht Selbstbetrug. Erinnere dich nur. Heut ist es ja schwer, davon zu sprechen. Aber ich weiß es, und du weißt es auch, niemals war ich so gänzlich dein gewesen, nie, selbst in unsern jüngsten gemeinsamen Jahren so sehr deine Geliebte als gerade damals, da wir uns wiederfanden.

Eckold:

Das — das ist eben ein Irrtum.

Klara:

Das kann kein —

Eckold:

Doch! Weder meine Frau, noch meine Geliebte warst du damals — so wenig, wie du später meine Freundin geworden bist. All das konntest du mir nicht mehr werden.

Klara:

Karl —!

Eckold:

Ja — ich erinnere mich. Sie hatte gewiß auch ihre Reize, jene Zeit; aber meine Geliebte warst du nicht — höchstens ....

Klara
(leidenschaftlich):

Sprich nicht aus, was nie wieder gutzumachen wäre.

Eckold:

Wer hat hier etwas gutzumachen? Du wurdest mir, was du mir unter diesen Umständen eben noch sein konntest —

Klara:

Karl —! Wenn das wahr ist —

Eckold:

Es ist wahr!

Klara:

So hättest du mir's sagen müssen, eh du mich wieder nahmst. Du hast das Recht gehabt — vielleicht — mich fortzujagen, am Ende sogar mich zu töten. Aber ein Recht, mir die Strafe zu verschweigen, die es dir beliebte über mich zu verhängen, das Recht hattest du nicht. Du hast mich schlimmer betrogen und tausendfach feiger als ich dich. Du hast mich tiefer erniedrigt, als ein Mensch irgendeinen andern erniedrigen darf!

Eckold
(triumphierend):

Fühlst du das? Ja? Weißt du das? O, das tut wohl. Und es war der Mühe wert, zehn Jahre lang diese Stunde zu erwarten, wenn du heute deine Erniedrigung wirklich so tief empfindest, als ich damals die meine empfunden habe.

Klara:

Ich habe dich nicht erniedrigt.

Eckold:

Ja, du hast's getan! Erniedrigt, verhöhnt und mit Schmach bedeckt! — Wär's nicht er gewesen, ich glaube fast, daß ich dann hätte vergessen, verzeihen können. Daß mein Zorn längst verweht, mein Haß irgend einmal erloschen wäre. Aber daß gerade er es war, dem du dich gabst, er, dem alles zuflog von Jugend auf, alles, was sich mir versagte, so verzweifelt ich mich auch darum mühte, daß er es war, er, der sich immer den Größeren

dünkte, nur weil ihm die Natur einen leichteren Sinn gegeben — das hat mein Herz mit Bitternis gegen dich erfüllt. Aber das hat mir auch die Geduld gegeben, meinen Haß in mir groß werden zu lassen, ohne daß er mir die Brust zersprengte.

Klara:

Er? Was flog ihm zu? Wer auf der Welt ist so glücklich, daß man in solchen Worten von ihm sprechen dürfte?

Eckold:

Willst du noch einmal seinen geliebten Namen hören? Ormins Namen, des Herrlichen, Ormins, des Überlegenen, Ormins, des Götterlieblings ...? —

Klara
(wie benommen):

Ormin?! Aber das ist ja ...! Ormin —?! Und — und wenn das alles gar nicht wahr wäre?

Eckold:

Was fällt dir plötzlich ein?

Klara:

Wo sind deine Beweise? Wo sind sie —?

Eckold:

Der Einfall kommt dir etwas zu spät. Zehnmal, hundertmal in dieser Stunde hättest du dich verraten, wenn das überhaupt notwendig gewesen wäre. Aber konntet ihr euch wirklich jemals einbilden, es sei alles damit getan, und alle Vorsicht sei damit erschöpft gewesen, daß er sich in eurem Liebesnest unter einem falschen

Namen einmietete? Die Nachforschungen waren ja durch das geniale Pseudonym Ernst Mayer ein wenig erschwert, aber sie haben doch zum Ziele geführt, wenn auch erst im letzten Moment. Hättet ihr schon am zehnten Mai euere Beziehungen gelöst, statt am Tage darauf, so hätte ich tatsächlich keine Beweise in der Hand. Denn am nächsten Tag, ihr mußtet euch doch nicht ganz sicher fühlen, war Herr Ernst Mayer fortgezogen, verreist, unbekannt wohin — und dein Liebestraum war zu Ende. Ich bin gut unterrichtet, nicht wahr? Und wie trefflich hat sich doch alles gefügt für uns alle. Hätte ich dich auch am nächsten Tag noch in jenes Haus verschwinden gesehen —

Klara:

Nun?

Eckold:

Es wäre immerhin möglich, daß euere Schäferstunde ein schlimmes Ende genommen hätte. Denn ein Stück von einem Narren steckt doch in jedem von uns ... in den Ormins so gut als in den Eckolds. So aber war mir Zeit zur Überlegung geschenkt, die hab ich genützt, und so entschloß ich mich zu schweigen bis heute.

Klara:

Und ihm gegenüber auch heute ...

Eckold:

Was kümmert er mich?! Der sentimentale Geck, der nun auf seine alternden Tage, weil hier seine Künste zu versagen beginnen, auch in der Chirurgie, wie man be=

hauptet, übers Meer fährt, in Pest und Kriegsgefahr, um sich zum melodramatischen Abschluß mit seiner würdigen Gattin wieder zu vereinen —?

Klara:

Du sollst ihn nicht schmähen.

Eckold:

Warum nicht? War sein ganzes Leben nicht eine einzige Schmähung auf mich?

Klara:

Wenn du es so empfindest, so hättest du es ihm, einmal wenigstens, heute, ins Gesicht sagen müssen.

Eckold:

Müssen Männer ernsthaft und ausführlich über solche Dinge reden? Was mir die Weiber bedeuten, bedeutet haben von einem gewissen Moment an, die andern geradeso wie du, daraus hab ich ihm niemals ein Hehl gemacht. So wie er stets gewußt hat, daß ich ihn durchschaue bis in die letzten Winkel seiner geschmackvoll eingerichteten Seele.

Klara:

An ihm gibt es nichts zu durchschauen! Er hat niemals Komödie gespielt wie du. Er ist immer wahr gewesen.

Eckold:

Wirkt der Zauber auch heute noch nach? Du fängst an, mich zu dauern.

Klara:

Dazu ist kein Anlaß. Ich bin glücklich gewesen. So glücklich, als eine Frau auf Erden nur sein kann. Ich bin

heute noch glücklich, daß ich einmal die seine war — und das kannst du mir, das kann niemand mir nehmen! Es war nun einmal er und kein anderer. Da kann ich dir nicht helfen. Und ich hab ihn unsäglich geliebt. Unsäglich — verstehst du mich? Wie niemanden sonst auf der Welt! O — daß ich auch in diesem Hause gute Zeiten verlebt habe, und daß ich mit keinem Menschen durch viele Jahre so innig nah verbunden war als mit dir, das werd' ich nie vergessen ... und auch du wirst dich — später einmal, bald, wenn du nur ruhiger geworden bist, wieder daran erinnern. Aber was war alles, was das Leben mir geschenkt, was war Heimatsfriede, Mutterglück — gegen die kurze Frist von Seligkeit, in der ich seine — seine — in der ich — Ormins Geliebte war!

Eckold:

Du hast ihn heute zum letzten Male gesehen. Weißt du das? Er wird nicht wiederkommen ... Hat er dir's gesagt?

Klara:

Er weiß es?

Eckold:

Man hat es ihm nicht verschwiegen, soviel mir bekannt ist. Du begreifst jetzt vielleicht auch, daß ich auf eine Auseinandersetzung mit ihm lieber verzichtete.

Klara:

Ich begreife. O, ich begreife alles. Und ich begreife alles so gut, daß ich — noch heute abend dein Haus verlassen werde.

Eckold:

Wir sind ja einig. Warum soll es schon heute geschehen? Ich gebe dir Frist, solang es dir beliebt.

Klara:

Ich gehe heute. Es wird noch immer um zehn Jahre zu spät gewesen sein. (Pause.)

Eckold
(zuckt die Achseln):

Du weißt, daß ich anderer Ansicht bin. Auch ich bin durchaus nicht undankbar gegen jene ersten Jahre unserer Ehe, die ... Aber — heute war die Stunde, über alles übrige zu sprechen. Böse Worte sind in solchen Fällen nicht zu vermeiden. (Sieht zum Fenster hinaus.) Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß wir später auch noch in Ruhe miteinander reden werden. Du hast mir nichts mehr zu sagen? — Nun — auf ... auf heute abend ... Es ist ja selbstverständlich notwendig, gewisse äußerliche, formelle Punkte zu besprechen ... Jetzt muß ich gehn ... Ich muß ... (Er zögert, dann:) Adieu.

Klara
(schweigt).

Eckold
(geht).

Klara
(eine Weile allein, ganz still und starr, dann wie erwachend ins Zimmer links, kommt im Hut und Mantel wieder. Zögert. Dann setzt sie sich an den kleinen Schreibtisch rechts, nimmt Papier und will schreiben. Hält inne):

Wozu? Keinem. Worte lügen. (Sie steht auf.) Bettine? Sie bedarf meiner nicht mehr. (Sie läutet.)

Stubenmädchen
(kommt herein):

Gnädige Frau?

Klara:

Ich komme heute etwas später nach Hause. Es soll mit dem Abendessen nicht gewartet werden. (Sie geht.)

Stubenmädchen
(sieht ihr etwas befremdet nach).

Vorhang.

Große Szene

Personen:

Konrad Herbot, Schauspieler
Sophie, seine Frau
Edgar Gley
Doktor Falk, Theaterdirektor
Vilma Flamm
Ein Inspizient
Ein Hotelboy
Ein Kellner

Spielt in einem Hotelzimmer, Berlin.

Elegantes Hotelzimmer, Türe im Hintergrund auf den Gang, links Türe ins Nebenzimmer; mit Portiere. Links vorne Kamin mit brennenden Holzscheiten, davor Tischchen und Sessel. Mitte, mehr rechts Schreibtisch mit Telephon. An den Schreibtisch gerückt ein Diwan. Rechts hinten Alkoven, durch Vorhang abgeschlossen. Rechts ein ziemlich großes Fenster mit dem Blick auf ein Theatergebäude.
Zu beiden Seiten der rückwärtigen Türe Schränke.
Es ist später Nachmittag, im Spätherbst.
Die Szene ist ein paar Minuten leer. Es klopft. Pause. Es klopft ein zweites Mal.
Der Boy tritt ein (Türe Hintergrund) mit einigen Briefen.
Im selben Augenblick von links Sophie.

Sophie:

Briefe?

Boy

(der die Briefe eben auf den Schreibtisch legen wollte, ihr entgegen).

Sophie:

Auch für mich? (Sie nimmt die Briefe in die Hand, blickt sie rasch durch, legt drei auf den Schreibtisch, behält den vierten in der Hand.) Richtig! — von ihm —!

Boy

(ab).

Sophie

(mit dem Brief, den sie rasch geöffnet hat, nah zum Fenster, liest ihn durch, lächelt, schüttelt den Kopf, liest weiter).

(Es klopft.)

Sophie:

Herein!

Boy
(tritt ein mit einer Karte, übergibt sie Sophie).

Sophie:

Vilma Flamm? Kenn ich nicht.

Boy:

Die Dame sagt, sie sei herbestellt.

Sophie:

Herbestellt? Ach so ... Sagen Sie, mein Mann, der Herr Hofschauspieler, ist nicht zu Hause.

Boy
(ab).

Sophie
(liest ihren Brief weiter, scheint bewegt):

Nein — — Was ihm nur einfällt. Er kann doch nicht im Ernst glauben —! (Es klopft.) Was ist denn schon wieder? Herein!

Vilma Flamm
(tritt ein, 22 Jahre, modern, aber nicht sehr elegant gekleidet, auch nicht übermäßig auffallend, nur der Hut sehr groß. Frisur präraffaelitisch; schwarz, Glühaugen. Wie sie Sophie sieht, ist sie etwas verlegen):

Pardon —

Sophie:

Fräulein Flamm?

Vilma:

Jawohl. Ich bin nämlich herbeschieden —

Sophie:

Der Boy hat wohl nicht bestellt? Der Herr Hofschauspieler ist nicht zu Hause.

Vilma:

Ich bitte vielmals um Entschuldigung, ich dachte nämlich, es müßte ein Mißverständnis sein, da ich doch für heute fünf Uhr hierher beschieden bin. Ja, ich fürchtete sogar, mich schon verspätet zu haben. Der Herr Hofschauspieler wird wohl bald kommen?

Sophie
(sehr kühl):

Ich weiß nicht. Vielleicht bemühen Sie sich ein andermal. Oder gedulden sich in der Halle.

Vilma:

Gedulden! — Das ist allerdings nicht meine starke Seite, die Geduld. Und besonders — Fräulein sind wohl die Sekretärin des Herrn Hofschauspielers?

Sophie:

Nein, ich bin seine Frau.

Vilma
(unwillkürlich):

Ah!

Sophie
(lächelnd):

Das scheint Sie ja einigermaßen in Erstaunen zu setzen, Fräulein.

Vilma:

Durchaus nicht. Ich glaubte nur, — es hieß nämlich — Herr Herbot sei geschieden.

Sophie
(kühl):

Ein Irrtum.

Vilma:

Glücklicherweise.

Sophie

(die sich schon halb abgewandt hatte, wieder zu ihr):

Sehr liebenswürdig. (Freundlicher.) Vielleicht kann ich meinem Mann etwas bestellen?

Vilma:

Wenn gnädige Frau so gütig sein wollten — allerdings — es ist mehr eine persönliche Angelegenheit. Ich hatte nämlich die Absicht, mich vom Herrn Hofschauspieler prüfen zu lassen.

Sophie:

Prüfen?

Vilma:

Ich bilde mich nämlich zur Schauspielerin aus. Seit einem halben Jahr studiere ich bei Frau Fuchs. Aber in der letzten Zeit sind mir Bedenken gekommen, ob ihre Methode auch die richtige ist. In meiner Familie ist man überhaupt dagegen. Mein Vater ist Kaufmann. Er hat ein Galanteriewarengeschäft. Flamm und Söhne. Die Söhne sind meine Brüder. Ich habe das übrigens alles in einem Briefe an Herrn Herbot schon vor acht Tagen ausführlich auseinandergesetzt; und daraufhin hatte Herr Herbot die große Liebenswürdigkeit, mich für heute fünf Uhr herzubestellen. Vielleicht hat er vergessen?

Sophie:

Immerhin möglich, da es schon acht Tage her ist —

(Es klopft.)

Vilma
(rasch):

Herein! — O... pardon —

Sophie
(lächelt unwillkürlich).

Boy
(mit einer Karte).

Sophie:

Aber natürlich, ich lasse bitten.

Direktor Falk
(kleiner, magerer Herr, bartlos, kluge Augen, Hornzwicker, den er zuweilen abnimmt; im Überzieher, mit Stock und einer Manuskriptenrolle):

Und er läßt sich gar nicht lange bitten, da ist er schon.

Sophie
(erfreut, ihm die Hand entgegenstreckend):

Guten Abend, lieber Freund. (Zu Vilma, die stehen geblieben ist und den Direktor anstrahlt.) Sie entschuldigen, mein Fräulein, am besten schreiben Sie vielleicht nochmals ...

Vilma:

Ich werde so frei sein. Aber wenn gnädige Frau vielleicht die Güte haben wollten, mich dem Herrn Direktor vorzustellen ...

Falk
(wendet sich ab nach einem vernichtenden Blick).

Sophie
(etwas verblüfft):

Ich habe Ihren Namen vergessen, Fräulein.

Vilma:

So darf ich mir vielleicht erlauben, selbst — ich heiße Vilma Flamm, Schauspielerin, angehende Schauspielerin. Herr Direktor sehen in mir eine Ihrer glühendsten Verehrerinnen; ich besuche kaum jemals ein anderes Theater als das Ihre, und ich benütze die Gelegenheit —

Falk

(scharf):

Ich nicht, mein Fräulein. (Wendet sich ab.)

Vilma:

Ich wollte ja keineswegs — aber es schien mir geradezu ein Wink des Schicksals —

Falk:

Sie haben diesen Wink offenbar mißverstanden. In Theaterangelegenheiten bin ich lediglich in der Kanzlei zwischen zwei und drei Uhr nachmittag gegen vorherige Anmeldung zu sprechen.

Vilma:

Also werde ich so frei sein, morgen um zwei Uhr —

Falk:

Übereilen Sie sich nicht, mein Fräulein. Wir haben keine Vakanz. Sie sind jung; gehen Sie in die Provinz — Deutschland ist reich an vortrefflichen —

Vilma

(beflissen einfallend):

Theatern.

Falk:

— Bahnverbindungen habe ich sagen wollen. Guten Abend, mein Fräulein.

Vilma:

Jedenfalls wird mir diese Stunde unvergeßlich bleiben.

Falk:

Daran kann ich Sie nicht hindern, mein Fräulein.

Vilma:

Guten Abend, gnädige Frau, guten Abend, Herr Direktor. (Sie geht ab.)

Falk

(immer noch den Stock in der Hand):

Warum lassen Sie denn so was zur Türe herein, Frau Sophie? Sie erlauben —? (Er legt Hut, Stock und Überzieher auf den Diwan, behält die Rolle in der Hand.)

Sophie:

Ich kann nichts dafür. Plötzlich stand sie da. Herbot hatte sie herbestellt. Zu Prüfungszwecken.

Falk:

Warum nicht? Zuweilen hat er ja seine pädagogischen Anfälle.

Sophie

(bitter):

Ob man nicht seine sieben Sachen zusammenpacken und wieder auf und davon sollte?

Falk:

Ja, das wäre der Mühe wert. Wegen dieser angehenden Schauspielerin, die übrigens weder Sie noch mich, ja nicht einmal ihn, im allergeringsten anzugehen scheint. Sie sehen doch, er ist nicht einmal zu Haus gewesen.

Sophie:

Vor acht Tagen hat er ihr geschrieben, zur Zeit, als er sich noch für geschieden hielt.

Falk:

Hat er ja nie getan.

Sophie:

Und wenn ich nicht gestern angekommen wäre —

Falk
(unterbrechend):

Dies aber sind Sie. Und daran, verehrte Frau Sophie, wollen wir zunächst einmal festhalten. Denn, um Ihnen zu dieser Ihrer Rückkehr seinen ergebensten Willkomm=gruß und Glückwunsch darzubringen, gestattet sich der Unterzeichnete seine Aufwartung zu machen ...

Sophie:

Den Willkommgruß nehme ich gern entgegen, aber ob zum Glückwunsch ein Anlaß vorliegt —

Falk:

Das will ich meinen. Zu zahlreichen Glückwünschen sogar. Dem Herrn Gemahl habe ich schon heute auf der Probe gratuliert, und mir gegenüber befinde ich mich in einem Zustand ununterbrochener Gratulation an=läßlich des Wiedergewinns meines ersten Schauspielers.

Sophie:

Ich habe nicht gemerkt, daß Sie ihn jemals verloren hätten.

Falk:

Na —

Sophie:

Ich habe ja das Repertoir verfolgt. Er hat seit dem 1. September bis heute, 30. Oktober, sechsmal die Woche gespielt und in dieser Zeit zwei neue Rollen kreiert, eine klassische und eine moderne; und es sollen Triumphe gewesen sein.

Falk:

Triumphe? Hm! Also, bei mir hat er nicht triumphiert. Ich habe ihn sogar ausgepfiffen, ganz leise natürlich, so vor mich hin, weil ja laute Mißfallsbezeugungen in meinem Theater verboten sind. Den Leuten hat er natürlich gefallen. Herrgott, bis das Publikum oder gar die Kritik es endlich merkt, daß einer seiner alten Lieblinge anfängt, das Talent zu verlieren, bis dahin können ein Dutzend neue Genies zugrunde gehen. Neulich im Tasso ist er nicht weniger als siebenmal steckengeblieben. Die guten Leute haben es wahrscheinlich für sieben neue Nuancen gehalten. Und nebstbei ist er wieder in die hohle Deklamation verfallen, wie damals, als ich ihn mir von eurem Burgtheater wegholte.

Sophie:

Schimpfen Sie nicht aufs Burgtheater, es ist noch immer besser als ... die meisten andern.

Falk:

Ja, das ist eine fixe Idee von euch Wienern. Dafür ist es wieder die meine, verehrteste Frau Sophie, daß es Herbots Ruin gewesen wäre —

Sophie:

Wenn er am Burgtheater —

Falk:

Ach nee — ich meine, wenn Sie unversöhnlich geblieben wären. Und daher war ich als Förderer der deutschen Kunst im allgemeinen und als Direktor des Schauspielhauses im besonderen verpflichtet, Sie zur Besinnung zu bringen —

Sophie:

Oh!

Falk:

Und Sie wieder in seine Arme zu führen.

Sophie:

Also, der Theaterdirektor war es, der mir so herzergreifende Briefe schrieb.

Falk:

Ob herzergreifend wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls sehe ich mit Vergnügen, daß sie ihren Zweck erfüllt haben, und schmeichle mir, daß nicht nur mein Theater, sondern auch Herbot persönlich und nebstbei Sie, Frau Sophie, Ihren Vorteil davon haben werden. Dafür will ich gern auf allen Dank verzichten.

Sophie:

Er wäre zum mindesten verfrüht.

Falk:

Das finde ich nun wieder nicht. Ich mache ja keinen Anspruch, wie gesagt, aber es ist schon gut, auch für Sie, Madame, daß ihr wieder beisammen seid. Ihr gehört nun einmal zueinander. Ja. Da mögt ihr im übrigen anstellen oder angestellt haben, was ihr wollt.

Sophie:

Ihr!!

Falk:

Es war ja ein Konjunktiv, Frau Sophie, — wenigstens was Sie anbelangt. Aber ihn — das behaupte ich ja nicht zum ersten Male — ihn müssen Sie nun einmal nehmen, wie er ist. Mit den Genies hat man eben seine Plage — die Direktoren geradeso wie die Frauen.

Sophie:

Nur daß sich für den Direktor die Plage besser lohnt.

Falk:

Sagen Sie das nicht, Frau Sophie. Auch für Sie lohnt es sich. Es muß doch ein schönes Bewußtsein für Sie sein, daß so ein Prachtkerl direkt auf Sie angewiesen ist, und es in höherem Maße wird von Jahr zu Jahr. Daß er ohne Sie weder leben noch anständig Komödie spielen kann. Sehen Sie, Frau Sophie, wenn es irgendeinen vollgültigen Beweis für Liebe gibt, hiermit ist er erbracht. Und da Sie gleichfalls ohne ihn nicht leben können —

Sophie:

Das wäre noch die Frage.

Falk:

Na, immerhin sind Sie da. Das übrige wird sich finden, insoweit es sich noch nicht gefunden haben sollte. Aber nun lassen Sie sich mal ansehen, gute Frau Sophie. Die Einsamkeit hat ganz gut angeschlagen, — wenn's die Einsamkeit war.

Sophie:

Ja hören Sie, Doktor, was denken Sie denn eigentlich?

Falk:

Man hätt's Ihnen nicht übelnehmen dürfen, wahrhaftig. Er am wenigsten. Und Rache ist süß, habe ich mir sagen lassen.

Sophie:

Rachsucht, das liegt wohl nicht in meiner Natur.

Falk:

Na ja, vornehm ist es ja freilich nicht, schon darum, weil ja Rache, zumindest in solchen Fällen, selten allein um ihrer selbst willen geübt wird. Es fällt für die Rächerin doch ein gut Teil Süßigkeit ab, die im Sprichwort nicht vorgesehen war. Warum lachen Sie denn, Frau Sophie?

Sophie:

Ich denke mir, wie klug das ist, was Sie da eben sagten, und wie Sie's doch unbarmherzig streichen würden, wenn es einem Ihrer Autoren eingefallen wäre.

Falk:

Mit Recht, liebe Frau Sophie. Weisheit auf der Bühne hält nur unnütz auf. Aber, — um im ungestrichenen Dialog wieder fortzufahren, so habe ich zu bemerken, daß Madame etwas schlanker geworden sind und immerhin noch etwas bläßlich aussehen.

Sophie:

Aber reden Sie sich doch nichts ein, Doktor. Famos seh ich aus. Es ist mir auch glänzend gegangen. Einsamkeit ist gar keine so üble Sache — und gesund, gesund!

Denken Sie nur, so stundenlang ganz allein spazieren-gehen am Meeresstrand — oder irgendein schönes Buch lesen oder im Boot liegen, in den blauen Himmel schauen und — keine Lüge hören müssen, keine Lüge den ganzen Tag.

Falk:

Na, Frau Sophie, Sie übertreiben wohl ein wenig. Lüge —! Es gibt überhaupt keine Lüge auf der Welt. Es gibt nur Leute, die sich anschmieren lassen. Und zu denen haben Sie doch nie gehört, Frau Sophie. Ander-seits wieder gibt es gewisse menschliche Beziehungen, die auf Lüge gestellt sind. Wieder was zum Streichen, nicht? Aber daß Herbot Sie liebt und immer geliebt hat, das bleibt ja doch nun einmal eine unumstößliche, unstreich-bare Wahrheit trotz allem, was geschehen ist.

Sophie:

Und was geschehen wird.

Falk:

Es wird nichts mehr geschehen. Diese Tragödin zwi-schen Tür und Angel, die sollten Sie sich doch nicht so nahegehen lassen. Vor acht Tagen konnte doch Herbot noch nicht wissen, daß Sie sich endlich würden erweichen lassen. Und so wollte er vielleicht Vorräte für den Winter sammeln.

Sophie:

Dafür hätten Sie wohl noch gar eine Entschuldigung! Wissen Sie denn nicht, daß er mir in dieser ganzen Zeit beinahe täglich geschrieben hat, trotzdem ich ihm kaum

jemals mit ein paar kühlen Zeilen antwortete? Und was für Briefe!

Falk:

Noch schönere als ich?

Sophie:

Man hätte wirklich glauben können, glauben müssen, daß er keinen andern Gedanken, keine andere Sehnsucht hätte als nach ... mir!

Falk:

Stimmt auch. Soll ich Ihnen erzählen, Frau Sophie, wie oft dieser verwöhnte Junge — Sie werden ja keinen Gebrauch davon machen — um Ihretwillen geflennt hat wie ein Kind? Und nicht nur in meiner stillen Klause. Neulich einmal, im Restaurant, er war noch eben scheinbar ganz lustig gewesen, — hatte er plötzlich den Kopf auf der Tischplatte liegen, und begann zu heulen wie ein Schloßhund.

Sophie:

Und bei Ihnen in der Wohnung wie ein Kind, das ist ein feiner Unterschied.

Falk:

Also, sagen wir, wie ein Schloßkind.

Sophie:

Aber im Restaurant hattet ihr vorher jedesfalls Champagner getrunken oder ne Pulle Sekt, wie er jetzt wohl wieder sagen dürfte?

Falk:

Das will ich nicht in Abrede stellen.

Sophie:

Also, getrunken hat er auch —!

Falk:

Nur wenn ihn der Schmerz übermannte!

Sophie:

Aber geschmeckt hat's ihm doch?

Falk:

Ja, das Leben geht seinen Lauf, wie einer meiner Dichter nicht sehr tiefsinnig, aber ungemein richtig behauptet. Und in diesem Sinne wollen wir uns denn auch alle in unser Schicksal ergeben, — und heute nach dem Hamlet, Ende elf dreiviertel, auf die glückliche Wiedervereinigung der Ehegatten und auf die deutsche Kunst eine Pulle — Champagner leeren! Und ich garantiere Ihnen, heute wird Herbot nicht weinen ... Aber wo steckt er denn eigentlich?

Sophie:

Er macht eben seinen Nachmittagsspaziergang nach alter Gewohnheit, oder betrügt mich mit irgend einer Tragödin oder Bankiersfrau oder Ladenmamsell —

Falk:

Aber ich bitte Sie — betrügt Sie —! vor dem Hamlet. Was fällt Ihnen denn ein!

Sophie
(wider Willen lachend):

Was schwingen Sie denn da übrigens immerfort hin und her?

Falk:

Ach ja, das ist ein neues Stück. Ganz interessante Rolle. Er soll sich's mal anschauen. Jetzt kann ich mich ja auf sein Urteil verlassen, da es glücklicherweise (mit Verneigung) wieder angelangt ist.

Sophie:

Zu freundlich.

Falk:

Wann sind Sie denn übrigens angekommen, verehrte Frau Sophia, was, in unser geliebtes Deutsch übertragen, nicht mit Unrecht Frau Weisheit bedeutet.

Sophie:

Gestern abend. O, Sie müssen nicht Ihr vertraktes Gesicht machen. Das Hotel ist überfüllt. Erst heute mittag habe ich das Zimmer hier daneben bekommen.

Falk:

Jetzt reden wir aber doch mal ernst. Ist das nicht ein nobler Zug von ihm, daß er eure schöne Wohnung versperrt ließ, und einen heiligen Eid tat, sie nicht anders wieder zu betreten als Arm in Arm mit Ihnen?

Sophie:

O ja — es gibt Eide, die er hält. Hier im Hotel, gerade gegenüber dem Theater, ist es für alle Fälle bequemer... auch zum Prüfen und Unterrichten —

Falk:

Jetzt ist es aber genug. Entweder man versöhnt sich oder man versöhnt sich nicht. Sie dürfen nicht gleich wieder mit dem Mißtrauen anfangen. Ich bin nämlich

nicht ausschließlich hergekommen, um Sie zu Ihrer Rückkehr zu beglückwünschen, sondern mir auch ein Versprechen von Ihnen zu holen.

Sophie:

Ein Versprechen?

Falk:

Daß Sie mir nie wieder solche Geschichten machen.

Sophie:

Geschichten? Ich?

Falk:

Daß Sie ihm nie wieder davonlaufen. Man möchte doch gewissen Elementarereignissen nicht mitten in der Saison ausgeliefert sein. Diesmal sind Sie ihm am 14. August echappiert, da war er doch am 1. September so weit, daß er spielen konnte. Aber was tu ich, wenn mir so was passiert, während gerade ein Zugstück läuft? Darauf kann ich's doch nicht ankommen lassen. Also, Sie müssen mir versprechen —

Sophie:

Wollen wir nicht gleich einen Kontrakt aufsetzen?

Falk:

Kontrakt — ich bitte Sie! Sie sollen mir Ihr Wort geben aus Überzeugung, aus Einsicht, aus Wissen um die Dinge. Er wird's ja nicht wieder tun. Jetzt ist er wohl gewitzigt. Aber immerhin bin ich als Leiter eines Vergnügungsetablissements mit Rauchverbot verpflichtet, alle Eventualitäten in Betracht zu ziehen. Also, wenn selbst mal wieder so eine Kleinigkeit passiert —

Sophie:

Doktor! Nun setzen Sie mich aber wirklich in Erstaunen. Kleinigkeit! Habe ich denn alles in den Wind gesprochen? Oder muß ich annehmen, daß in dieser Lügenwelt auch ein so anständiger, ein so edler Mensch wie Sie das Unterscheidungsvermögen verliert zwischen — Leichtfertigkeit und — Infamie?

Falk:

Aber — aber!

Sophie:

Daß Sie es möglich halten, ich würde noch einmal wiederkommen —

Falk:

Nicht wiederkommen sollen Sie: gar nie wieder fortgehen, meine ich. Daß es schließlich im Bereiche der Möglichkeit liegt, gewisse Dinge nicht tragisch zu nehmen, das haben Sie ja selbst schon einmal bewiesen. Und ich begreife wirklich nicht, warum gerade diesmal —

Sophie:

Sie begreifen es wirklich nicht? Sie, der Sie die ganze Geschichte sozusagen mit angesehen haben?

Falk:

Mit angesehen habe ich am Ende auch jene andere Geschichte, vor drei Jahren. Aber ich sehe keinen Unterschied. Untreue bleibt Untreue. Ich weiß wirklich nicht, warum gerade diesmal —

Sophie:

Es gibt Unterschiede, lieber Freund. Damals vor drei

Jahren hatten nur wir zwei, Herbot und ich, es miteinander auszumachen. Es hingen nicht noch andere Schicksale daran.

Falk:

Immerhin — wie es in der Natur dieser Dinge liegt, es war doch auch damals eine dritte Person beteiligt.

Sophie:

So ein Philinchen, das schon allerlei erlebt und weder Verpflichtungen gegen sich noch gegen andere hatte. Und schließlich, wenn ein Mann mit so einem Wesen hundertmal hintereinander die gleiche gefährliche Rolle spielt — es ist fast wie eine Schicksalsnotwendigkeit. Schon bei der Premiere, wie es so ein Riesenerfolg wurde, hatte ich's vorausgesehen. Die Frage war nur, nach der wievielten Vorstellung das Verhängnis sich erfüllen würde.

Falk:

Es war nach der neunten. Aber schon zur fünfundzwanzigsten war es aus.

Sophie:

Sie führen ja genau Buch, Doktor.

Falk:

Nun ja, man ist doch auch ein wenig der Vater. Und ich will Ihnen sogar gestehen, wäre es nicht bald ausgewesen, so hätte ich das Rautendelein umbesetzt. Ausschließlich Ihretwegen, Frau Sophie. Denn gar so gleichgültig, wie Sie's heute glauben machen wollen, war Ihnen seine Untreue doch auch damals nicht.

Sophie:

Gleichgültig? Nein. Aber ich hab es begriffen. Ich sagte mir, wie erginge es denn dir, wenn du mit so einem Menschen, wie Herbot, allabendlich zusammen spielen müßtest. Es gibt nur leider keinen Zweiten wie ihn. Ich kann mir schon vorstellen, das kommt über einen wie ein Rausch, wie ein Wahnsinn, wie ein Traum — und man wacht wieder auf. Diese Einsicht war natürlich nicht sofort da. Im ersten Moment habe ich sie umbringen wollen.

Falk:

Beide?

Sophie
(ganz ernst):

Vor allem ihn.

Falk:

Da hätt' ich das Stück absetzen müssen. Und es hätte sich nie mehr wieder erholt.

Sophie
(unwillkürlich lachend):

Aber ich bitte Sie, nach Herbot haben die Rolle andere gespielt.

Falk:

Später, viel später. Da ging's schon. Aber vor der fünfzigsten Vorstellung dürfen die Hauptdarsteller keinesfalls ermordet werden. Ja, da sieht man erst, was für Repertoirschwierigkeiten manchmal in der Luft schweben, ohne daß man es ahnt. Und jedenfalls habe ich allen Grund, Ihnen noch nachträglich zu danken, liebe Frau

Sophie, daß Sie sich damals eines Bessern besonnen haben. Geradeso wie diesmal.

Sophie:

Ob es diesmal auch das Bessere war, das ist noch immer die Frage.

Falk:

So gewiß wie damals. Gerade nach jener Krise damals, das ist mir wohlbekannt, seid ihr erst ein so recht glückliches Ehepaar geworden. Geradezu berühmt glücklich! Wenigstens bis zum August dieses Jahres. Und nun werdet ihr's wieder werden.

Sophie:

Berühmt glücklich!

Falk:

Jawohl, Frau Sophia!

Sophie:

Ich glaube nicht daran. Wenn ich auch wieder da bin, Glück kann es nie mehr werden.

Falk:

Aber —!

Sophie:

Bedenken Sie doch, Doktor, wer diesmal die Erkorene war. Ein junges Mädchen, ein unschuldiges junges Mädchen. Eine Braut! Und der Bräutigam ein famoser, wahrhaft vornehmer Mensch, der das Mädel rasend gern hat und mit dem Herbot geradezu freundschaftlich verkehrte. Hat man das Recht, so in die Schicksale anderer Menschen einzugreifen?

Falk:

In höherem Sinne wohl nicht, aber man könnte wohl auch fragen, ob denn wirklich hier ein Eingriff in andere Schicksale geschehen ist? Der Bräutigam weiß nichts, in acht Tagen ist die Hochzeit.

Sophie:

Das ist vielleicht das Schlimmste.

Falk:

Ich glaube, Frau Sophie, Sie haben bei mir zu viel Ibsen gesehen. Glücklicherweise ist Herbot gegen Ibsen und faßt die Angelegenheit wesentlich harmloser auf, nicht anders als damals die Sache mit Philinchen, wenn es sich diesmal auch um ein junges Mädchen aus guter Familie, ja sogar um eine Braut gehandelt hat, was freilich nicht immer eine Steigerung bedeuten muß. Mit Gewissensskrupeln hat er sich nie abgegeben. Er ist eine viel zu elementare, sagen wir doch rund heraus, eine zu gesunde Natur.

Sophie:

Gesunde Natur! Man könnt' es auch anders nennen.

Falk:

Und ehrlich gestanden, ich hätte eigentlich auch nicht gedacht, daß Sie die Angelegenheit gar so kribblig auffassen. Anfangs, an Ort und Stelle, am See, gerade während die Sache sich entwickelte, hatte ich absolut nicht den Eindruck. Sie schienen sogar ganz vergnügt und merkten nichts oder wollten nichts merken. Ich habe mich sogar ein wenig gewundert, und wenn ich noch ehr=

licher sein soll, so möchte ich meine Bemerkung dahin einschränken, daß ich mich beinahe gewundert hätte.

Sophie:

Das klingt etwas dunkel, lieber Doktor.

Falk:

Nun, ich will sagen, ich hätte mich gewundert, daß Sie die Dinge so laufen ließen, wenn ich nicht gerade zur kritischen Zeit Sie selbst innerlich anderweitig beschäftigt gefunden hätte.

Sophie
(lächelnd):

Nein, was Sie alles bemerken, lieber Doktor.

Falk:

Man mußte dazu eben nicht sonderlich scharfsichtig sein. Mit welcher Bemerkung ich als alter und gewiegter Dramaturg auch auf Sie, verehrte Frau Sophie, zum mindesten einen Teil der tragischen Schuld überzuwälzen nicht umhin kann.

Sophie
(sehr ernst):

Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht bin ich wirklich nicht ganz ohne Schuld. Sonst wäre ich möglicherweise doch nicht hierher zurückgekommen!

Falk:

Und ob Ihnen nicht sogar — rhetorische Frage des unmoralischen Moraltheoretikers — ob Ihnen heute nicht viel wohler zumute wäre, wenn Sie — wenn auch Sie, wie sag ich nur — völlig schuldig geworden wären.

Sophie:

Möglich. Ähnliche Gedanken sind mir schon selbst gekommen in meiner Einsamkeit.

Falk:

Ähnliche Gedanken kamen Ihnen, und doch blieb es die Einsamkeit?

Sophie:

Zweifeln Sie noch immer?

Falk:

Aber fällt mir ja nicht ein.

Sophie:

Immerhin muß ich glauben, daß Sie von der Geschichte, auf die Sie früher angespielt haben, keine ganz richtige Vorstellung haben. Und da ich fühle, daß Sie mein Freund sind — (Sie zögert.)

Falk:

Sie haben keinen bessern.

Sophie:

Darum sollen Sie ganz klar in dieser Sache sehen. So klar wie ich selbst. Hier ist ein Brief, den ich vor einer Stunde erhalten habe. Von ihm!

Falk:

Von ihm? Von dem jungen Mann mit dem Jägerhut? Meinem Schachpartner?

Sophie:

Der ist's doch, von dem Sie gesprochen haben. Oder hatten Sie mich mit noch jemandem in Verdacht? Es ist ein Brief von dem jungen Mann, mit dem ich Ihnen

innerlich und wohl auch äußerlich so sehr beschäftigt schien, daß ich die Dinge zwischen meinem Mann und Daisy so gehen ließ, wie sie gingen. Wollen Sie ihn lesen?

Falk:

Schreibmaschine? Nee, Manuskript, — da müssen Sie mich gefälligst entschuldigen, Frau Sophie. Lesen sie ihn mir doch selbst vor mit Ihrer dunklen, klangvollen Stimme.

Sophie:

Nur ein paar Stellen, die Ihnen alles aufklären werden. Warten Sie. (Blättert und liest.) „Ich höre, gnädige Frau, Sie sind noch immer in Brioni und noch immer allein. Da Sie einige Tage vor mir die Ufer des Attersees verlassen haben und meines Wissens Wien nicht berührten, so folgt daraus, daß Sie Ihren Gatten länger als zwei Monate nicht gesehen haben." (Sie unterbricht sich.) Der Brief ist mir hierher nachgeschickt worden. (Liest weiter.) „In Geheimnisse mich zu drängen, verehrte gnädige Frau, liegt mir so fern als der Versuch, eine selbstgewählte Zurückgezogenheit zu stören. Was sich auch ereignet haben mag, welches Ihre Vorsätze sind, darf mich nicht kümmern oder zum mindesten nicht mehr, als Sie mir erlauben wollen. Aber wenn ich es wage, Ihnen heute eine Stunde in die Erinnerung zurückzurufen, eine wundervolle Stunde am Ufer des Sees gerade vor Sonnenuntergang" — (Läßt den Brief sinken) eine wundervolle Stunde, während mein Gatte mit Daisy und ihrem Bräutigam weit draußen auf dem See umhersegelte.

Falk:

Darauf bezieht sich wohl nicht das „Wundervoll" in diesem Brief. Unser Freund meint doch irgend etwas, das zwischen Ihnen und ihm —

Sophie:

Es war die Stunde, in der er mir das erste und einzige Mal von seinen Gefühlen sprach. Nein, nicht von ihnen sprach, sie erraten ließ in seiner stillen, schüchternen, rührenden Art. Er küßte meine Hand, das war alles.

Falk:

Das kann viel sein.

Sophie:

Immerhin werden Sie zugeben müssen, daß das Maß meiner Schuld recht gering war.

Falk:

Und das ist um so rühmenswerter, als es sich wirklich um einen ganz besonders netten Jungen gehandelt hat. Ich habe mich selten so rasch mit einem Menschen angefreundet. Es ging ein so angenehmer Walddduft von seinem ganzen Wesen aus. So ganz unliterarische Menschen sind eine wahre Wohltat. Ich trau ihm zu, daß er in seinem ganzen Leben kein Stück geschrieben hat.

Sophie:

Ja, sie haben schon etwas für sich, diese Menschen, die keine Genies sind, sondern ganz einfach brave Leute.

Falk:

Na, brav, das ist so ein Wort. Die wundervolle Stunde

am Seeufer — ich denke, es wäre nur an Ihnen gelegen, und die ganze Bravheit —

Sophie:

O, Sie kennen ihn schlecht. Auch damals hatte er — wie soll ich nur sagen — höchst ehrbare Absichten, geradeso wie jetzt, was übrigens auch aus diesem Brief hervorgeht. Ich will Ihnen den Schluß vorlesen. Hören Sie. (Sie blättert.)

Falk:

Sie streichen viel.

Sophie
(liest):

— „Derselbe ..., ich bin derselbe, der ich im Sommer war. Wenn Sie eines Freundes bedürfen, rufen Sie mich, oder besser noch, kommen Sie."

Falk:

Kommen Sie?

Sophie:

Hören Sie nur weiter. (Sie liest.) „Mein Leben gehört Ihnen. Ich stehe völlig allein und bin in jeder Hinsicht frei. Wenn Sie es auch sind, Frau Sophie, nur dann, so frei, wie ich es ja vermuten muß" —

Falk
(brüsk):

Seine Vermutung ist falsch, vollkommen falsch. Haben Sie es ihm schon geschrieben?

Sophie:

Vor einer Stunde kam der Brief.

Falk:

„Kommen Sie!" Nicht übel. Der Jüngling scheint die fixe Idee zu haben, alle Leute auf sein Jagdgut nach Klein-Reifling einzuladen.

Sophie:

Alle Leute?

Falk:

Ja. Mich hat er nämlich auch eingeladen, schon heuer im Sommer. In einer wundervollen Stunde. „Wenn Sie einmal für ein paar Tage gründlich aus dem Theaterrummel heraus wollen," sagte er, „so kommen Sie zu mir nach Klein-Reifling. Herrliche Gegend, wir können jeden Abend miteinander Schach spielen, Rehe brauchen Sie nicht zu schießen." — Von Ihnen hat er das wahrscheinlich auch nicht verlangt, Frau Sophie.

Sophie
(den Brief sinken lassend):

Ah, wie ist man dumm. Warum ist unsereiner so geschaffen, daß er einem Menschen völlig verfallen sein kann — so einem, der's nicht einmal verdient, der es nicht einmal versteht.

Falk:

Nicht versteht?... Einen Mangel an Verständnis könnte Herbot Ihnen gewissermaßen auch vorwerfen! Hat er denn eigentlich all das Schlimme getan, — wenigstens in der Art, wie Sie es ihm zumuten? Kümmern denn ihn die Schicksale der andern? Was sind denn überhaupt die andern für ihn? Für ihn, der gewohnt ist, immer die Hauptrolle zu spielen? Episodenfiguren,

Leute, die nie einen Abgangsapplaus haben und klanglos hinter der Szene sterben. An solchen Leuten begeht man doch kein Unrecht, wenn man der Held ist ... Was haben Sie?

Sophie:

Er — er kommt. Ich höre seinen Schritt und mir klopft das Herz wie einem jungen Mädchen. Es ist schwachsinnig.

Falk:

Im Gegenteil, sehr nett ist das.

Falk, Sophie, Konrad Herbot kommt, fünfundvierzig, dunkler Krauskopf, schon etwas graumeliert, schwarze Augen; zuerst etwas laut und aufgeräumt. Hut und Überzieher.

Herbot:

Guten Abend, ihr Leutchen! (Schlägt Falk auf die Schulter.) Na, was sagst du, alter Knabe, da ist man sozusagen wieder daheim, wenn's auch vorläufig nur ein Hotelzimmer ist. (Streichelt Sophies Wangen.) Guten Abend, Schatz. (Zu Falk.) Gut sieht sie aus, nicht wahr? Und hübsch? Es ist doch nett, daß sie wieder da ist.

Falk:

Das will ich glauben.

Herbot:

Seit ein paar Stunden hat man sich wieder; und es ist gleich, als wär's überhaupt nie anders gewesen. Die zwei Monate versunken und vergessen. Doll! Doll!

Sophie:

Es ist doch zu merken, daß ich fort war. Du red'st wieder berlinerisch.

Herbot:

Ach ja. (Den Überzieher ablegend.) Das kann sie nämlich nicht leiden. (Übertrieben wienerisch.) Wir' scho wieder brav sein, Schatzerl!

Falk:

Na, ich will euch jetzt allein lassen, das junge Ehepaar, die Neuvermählten.

Sophie:

Trinken Sie nicht eine Tasse Tee mit uns?

Falk:

Leider nicht mehr möglich.

Sophie
(klingelt).

Herbot:

Warum gehst du denn schon wieder?

Falk:

Bin schon eine Stunde da. Wo bist du denn so lang herumgestrolcht?

Herbot
(auf die Uhr sehend):

Donnerwetter, schon halb sechs. Ach, es hat so einen fabelhaften Reiz, allein in den Straßen herumzulaufen, wenn man weiß, es wartet zu Haus wer auf einen.

Falk:

Nur für den, der wartet, pflegt die Sache weniger reizvoll zu sein. Na also, auf Wiedersehen im Theater! (Zu Sophie.) Habe Ihnen den bekannten Logenplatz reservieren lassen, Frau Sophie. Im übrigen ist es ausverkauft.

Herbot:

Kunststück!

Falk:

Adieu!

Herbot:

Ich sag's immer, du zahlst mir eine zu kleine Gage. Adio! Du bist auch drin?

Falk:

In der Annahme, daß du heute endlich wieder anständig spielen wirst.

Herbot:

Du Schurke! — Übrigens, könnten wir nicht zur Feier des Tags nachher bei Kannenberg miteinander eine Pulle Sekt —

Sophie:

Konrad!

Herbot:

Was denn? Ach so! (Wienerisch.) Also gehn wir nachher auf einen G'spritzten und auf ein kleines Gullasch, ja?

Falk:

Das wird Frau Sophie zu entscheiden haben.

Kellner

(kommt, erhält Aufträge von Sophie und geht wieder).

Herbot:

(das Manuskript gewahrend):

Was ist denn das?

Falk:

Das Stück, von dem ich dir heut morgen gesprochen habe.

Herbot:

Immer mal wieder! Na, Gott sei Dank, daß Sophie da ist. Ja, jetzt ist's aus mit den Ferien, Sophie. Dort liegt noch ein halbes Dutzend. Du, Falk, ich habe wieder versucht, in eins oder das andere mal hineinzublicken, es ist doch der reine Blödsinn.

Falk:

Na höre! (Zu Sophie.) Die ersten Namen Deutschlands.

Herbot:

Also, ich will dir ganz aufrichtig was sagen, Falk. Mir ist noch jedes Stück beim Lesen wie der absolute Irrsinn erschienen. Meistens hab ich auch recht gehabt. Freilich, bei manchem, wenn man's dann so auf der Bühne sieht —

Falk:

Und Konrad Herbot die Hauptrolle spielt —

Herbot:

Das pflegt allerdings nicht von Nachteil zu sein. Aber Hand aufs Herz, du fühlst ja doch manchmal selber, daß das ganze Theaterzeug irgendwie ein Irrsinn ist. Hintergründe und Kulissen und der Vorhang geht herauf und herunter und vorn der weiße Kasten mit so nem Kerl drin —

Falk:

Na, den laß nur ungeschoren.

Herbot:

Aber das Tollste, das sind wir selber, wir Komödianten, im Leben doch zum Teil ganz vernünftige Leute. Wir stellen uns da hin und deklamieren irgendein auswendig

gelerntes Zeug, als wenn's uns ganz ernst wäre und treten auf und treten ab — und da unten sitzen sie und sperren das Maul auf und klatschen in die Hände. Unglaublich. Daß sie nur auf so was hineinfallen. Weißt du, was ich manchmal denke? Diese ganze dramatische Kunst ist eigentlich nur eine Erfindung der Theaterkassiere.

Falk:

Ein großzügiger oder auch tiefgründiger Gedanke.

Herbot:

Na ja. Wenn die Entdeckung unter die Leute käme, das verdürbe dir das Geschäft. Vorläufig will ich's bei mir behalten. Aber daß ich gelegentlich mal eine Broschüre in diesem Sinne schreibe oder in so ne Weihnachts-beilage — sie wollen doch immer so was von einem —, dafür möcht ich nicht bürgen.

Falk:

Aber wart noch ein Weilchen, bis du als Schauspieler nicht mehr ziehst. Nächstes Jahr oder übernächstes.

Herbot:

Ja, das möcht ihm passen, da könnt er was sparen! Na, grüß dich Gott! Ja und was ich noch sagen wollte, wenn heut wieder vor meiner Garderobe so ein Radau ist, wie vorgestern während des Tasso, so mach' ich einen Krach, daß —

Falk:

Und wenn du noch mal deine Garderobe vollrauchst, so mach ich von meinem Kündigungsrecht Gebrauch und entlasse dich sofort.

Herbot:

Darauf warte ich ja. Dann könnte man doch ein vernünftiges Leben führen. Auf grünen Wiesen liegen, in den blauen Himmel schauen oder mit dem Jagdgewehr durch die Felder, durch die Auen —

Falk:

Jagdgewehr?

Herbot:

Nun ja, wär nicht so übel, jammerschade, daß ich statt dessen Komödie spielen soll.

Falk:

Hat dich mein Schachfreund mit dem grünen Hut etwa auch eingeladen?

Herbot:

Herr von Bolschan? Natürlich hat er.

Falk:

Das scheint eine Monomanie von ihm zu sein.

Herbot:

Ein scharmanter Kerl. Frag nur Sophie. Ihr gefällt er auch sehr gut. Ja, mein Schatz. (Wieder berlinerisch.) Man hat Dojen im Kopp.

Falk:

Dir geb ich keinen Urlaub. Du hast in Klein-Reifling nichts zu tun. Also, auf Wiedersehen. Ich lade mich in Ihre Loge ein, Frau Sophie. (Ab.)

Herbot — Sophie.

Herbot:

Eine Seele von einem Menschen. Aber mit dem letzten Vertrag bin ich ihm schön reingefallen. Na, er wird

schon noch mit was herausrücken müssen. Oder ich geh nach Amerika. Hier zahlen sie ja doch nur Hungerlöhne. Na, Sophie — (unvermittelt sie an sich ziehend) so ist man also richtig wieder beisammen. Ich kann's ja noch gar nicht glauben. Aber jetzt sag einmal, du hast mich ernstlich für immer verlassen wollen?

Sophie:

Nun bin ich ja wieder da. Also reden wir nicht mehr davon. Wir wollen es vergessen.

Herbot:

Vergessen! Ja, wenn man das so könnte. Du hast wohl keine Ahnung, was für eine Zeit ich hier durchgemacht habe. Ich war gar nicht mehr ich selber. Im Traum bin ich herumgegangen, wie in einem bösen Traum. Ich hab ja auch Komödie gespielt wie ein Schwein. Nicht immer, aber öfters.

Sophie:

Ja, das behauptet Falk auch.

Herbot:

Was? — Eine Frechheit! Für ihn hab ich noch lange gut genug gespielt. Überhaupt für die ganze Bande! Zu gut sogar! Das behauptet ja Falk nur, um mich drücken zu können. Den Mann mußt du erst kennen lernen. Für einen Hundertmarkschein hängt er sich auf. Aber so sind sie alle. Ich weiß ja, er verbreitet, daß ich zurückgehe. Aber man glaubt ihm nicht. Sie haben ja Augen und Ohren — glücklicherweise! Das Publikum, das *hab* ich! Noch immer und noch für lange. Na und gar

erst jetzt, jetzt wo du wieder da bist. Wenn du nicht zurückgekommen wärst — ja, dann freilich. — Ohne dich bin ich verloren, das steht fest. Ich wäre abgegangen vom Theater. Oder zum Varieté. Da kann man auch mehr in der Welt herumreisen, und sie zahlen auch viel besser.

(Der Kellner bringt Tee, Gebäck, richtet her.)

Herbot:

Übrigens weißt du was. Im Feber nehm ich Urlaub und wir fahren zusammen an die Riviera. Da gibt's keine Widerrede. Herrgott noch mal, das hab ich mir wohl verdient. Das war meine Sehnsucht seit ich 'n Bub war. Und heut bin ich dreiundvierzig. Bald siebenundzwanzig Jahre beim Theater. Siebenundzwanzig. Als sechzehnjähriger Jüngling entlief er — du weißt doch —

(Kellner ab.)

Sophie
(während sie Tee einschenkt):

Ja, nur habe ich bis heute nicht eruieren können, wem du eigentlich entlaufen bist. Deine Eltern waren doch ganz einverstanden, daß du zum Theater gingst.

Herbot:

Aber natürlich. Ich hab doch schon mit vierzehn Jahren zu Haus Theater gespielt. Der seither verstorbene königlich bayrische Hofschauspieler Story war es, der in dem Thespisjünger — (Er entdeckt die Karte.) Wer ist Vilma Flamm?

Sophie:

Vilma Flamm ist eine junge Dame.

Herbot:

Was für eine junge Dame?

Sophie:

Eine junge Künstlerin, die du herbestellt hast.

Herbot:

Herbestellt?

Sophie:

Ja. Du wolltest ihr Talent prüfen. Vor acht Tagen hat sie dir geschrieben.

Herbot.

Ach so. Dumme Gans. Du hast sie doch hoffentlich zur Tür hinausexpediert.

Sophie:

Das schon. Aber immerhin hast du sie herbestellt.

Herbot:

Möglich. Du weißt, manchmal antwortet man und manchmal antwortet man nicht. War sonst keine da?

Sophie:

Heute nicht.

Herbot:

Na also, schmeiß sie nur alle raus. Du hast plein pouvoir. Ich prüfe nicht, ich unterrichte nicht, ich gebe keine Autogramme. — Übrigens kann es auch eine Schwindlerin gewesen sein. Hol mich der Deiwel, wenn ich mich des Namens Vilma Flamm zu entsinnen vermag.

(Sie sitzen nun am Teetisch.)

Sophie:

Du hast wohl überhaupt ein schlechtes Gedächtnis.

Herbot:

Für so was soll man auch noch ein Gedächtnis haben, das fehlte mir. Denk doch nur, was in dem Schädel da alles Platz haben muß. Die herrlichen Worte der Meistergestalten unserer großen Dichter und der janze moderne Dreck; da ist natürlich für andere Erinnerungen kein Raum.

Sophie:

Für gar keine?

Herbot:

Jedenfalls hab ich das ganz in meiner Gewalt. Ich erinnere mich und ich vergesse, wie es mir paßt. Und ich versichere dich, Sophie — ich weiß ja, woran du denkst — wenn ich — wenn ich ein gewisses Fräulein auf der Straße begegnete, ich würde sie gar nicht mehr erkennen. Ich weiß überhaupt nicht mehr, wie sie aussieht. Wenn ich versuchen wollte, mir ihr Bild zurückzurufen, es wäre vergeblich. Ein Schatten ist sie, ein Gespenst, eine Ahnfrau.

Sophie
(ausbrechend):

Wie hast du das nur tun können!

Herbot:

Ja, wie hab ich das nur tun können!

Sophie:

Ihr Bräutigam war dein Freund.

Herbot:

Nee, Freund, das kann man doch nicht sagen. Aber immerhin, es war ein Schurkenstreich. Und ich war bereit, dafür zu bezahlen.

Sophie:

Du warst — Wozu warst du bereit?

Herbot:

An dem Morgen, Sophie, da ich nach Hause kam aus ihren Armen — Pardon — und dich nicht mehr fand — nur deine paar Abschiedsworte, diese entsetzlichen — als ich glauben mußte, ich hätte dich verloren, für immer verloren, weißt du, was da meine erste Regung war? Vor ihn hinzutreten, es ihm zu sagen, ich bin ein Elender, ich habe meine Frau verraten, ich habe Ihre Braut verführt ... na, und so weiter. Stundenlang im Morgengrauen bin ich am Ufer umhergeirrt, habe einen furchtbaren Kampf mit mir gekämpft, bis ich es endlich einsah, daß ich es nicht tun dürfe. Schon wegen Daisys Familie. Aber ich sage dir, Sophie, es waren schwere Tage, diese fünf letzten auf dem Land in unserer Villa —, und das Allerschwerste war vielleicht dieses Lügenmüssen, dieses immer weiter Lügenmüssen.

Sophie:

Du meinst?

Herbot:

Nun ja, es mußte doch für deine plötzliche Abreise ein plausibler Grund gefunden werden. Und da erfand ich eine Fabel von einem Wasserrohrbruch in unserer Berliner Wohnung. O, ich habe Details erfunden, Details — ganze Briefstellen von dir, humoristische Wendungen. — Hast du ne Ahnung? Ja, so mußte ich weiterleben, auf den Lippen einen Wasserrohrbruch und im Herzen den

Tod. Ja, mein liebes Kind, leicht war es nicht, so die Tage hinzubringen, als wäre nichts geschehen; baden, frühstücken, segeln —

Sophie:

Als wäre nichts geschehen. — Die Tage und die Nächte —

Herbot:

Sophie, ich schwöre dir, von dem Tag an, da du mich verlassen hattest, ich schwör es dir, war es auch aus zwischen —

Sophie:

Schwöre nicht. Keinen Schwur mehr, Konrad, der sich auf vergangene Dinge bezieht. Das Vergangene ist begraben. Für alle Zeit.

Herbot:

Längst begraben.

Sophie:

Aber die Zukunft, Konrad, die gehört uns — wenn du nur willst.

Herbot:

Wenn ich will —?! Ob ich will, Sophiechen!

Sophie:

Und ich beschwöre dich, Konrad, sei wahr! Es ist das einzige, um was ich dich anflehe. Ich könnte ja alles verstehen, alles verzeihen, nur um das eine fleh ich dich an, spiele keine Komödie. Vor mir spiele keine. Es muß doch nicht sein. Auch alles was du da jetzt geredet, das warst ja nicht du. Es war manchmal ein Schein von dir, — der durch deine Maske leuchtet, aber du, du

selbst, du warst es nicht. Du steckst ja so tief in dir, so tief. Und ich fühle doch, daß das, was du bist, irgend was Gutes ist, etwas, an das man glauben könnte. Du müßtest nur selber dran glauben. Ganz tief in deiner Seele, ich fühl es ja, Konrad, da bist du ein Kind, wirklich ein Kind. Also —

Herbot:

Ein Kind. — Daran mag was sein. Das spür ich selbst manchmal — ein Kind. Woher weißt du das ....? Ja, das erklärt mir selber vieles. Ich will dir was verraten, Sophie. Wenn ich selbst an mich denke oder von mir träume, da seh ich mich eigentlich nie als einen ziemlich erwachsenen, schon etwas graumelierten Herrn, sondern gewissermaßen als kleinen Buben, der von irgend jemandem an der Hand geführt wird ... vom Vater oder vom Hofmeister ... Dabei hab ich nie einen Hofmeister gehabt ... Es wundert mich eigentlich auch manchmal — du darfst es aber nicht weiter sagen — daß die Leute so mit mir reden, wie mit einem ganz vernünftigen, vollkommen erwachsenen Menschen. Da möcht ich ihnen dann sagen, so laßt mich doch zufrieden, von all den Sachen versteh ich ja gar nichts, ich gehör ja gar nicht in euere Gesellschaft. Ja, Sophie, es war eine außerordentlich feine Bemerkung. Ein Kind — ja. (Es klopft.) Wer ist's denn zum Deiwel? Herein!

Boy

(mit einer Karte).

Herbot

(ohne sie noch zu lesen):

Ich bin nicht zu Hause. (Liest, zuckt zusammen.) He?

Sophie:

Wer ist's denn? (Nimmt ihm die Karte aus der Hand.) Edgar Gley — Edgar —

Herbot
(zum Boy):

Sie haben gehört, ich bin nicht zu Hause. Ich spiele heute abend.

Sophie:

Du mußt ihn empfangen, Herbot.

Herbot:

Ich muß? Das seh ich nicht ein.

Sophie
(zum Boy):

Warten Sie.

Herbot:

Wo ist denn dieser Herr?

Boy:

In der Halle.

Sophie
(leise zu Herbot):

Entgehen wirst du dieser Unterredung nicht. Also lieber gleich.

Herbot:

Ich lasse bitten.

Boy
(ab).

Sophie
(angstvoll, aber gefaßt ernst):

Konrad —

Herbot:

Nun, was wird's denn schon sein? Übrigens eine Rücksichtslosigkeit — vor dem Hamlet. (Hin und her.)

Sophie:

Du hast nichts mehr von ihr gehört?

Herbot:

Wenn ich dir sage, seit zwei Monaten, — es ist total ausgeschlossen, daß er irgend etwas weiß. Es muß sich doch gar nicht um sie handeln.

Sophie:

Konrad —! Wie kommt er hieher — nach Berlin? . . . Sie ist in Wien . . . er ist in Villach bei der Statthalterei, und nun ist er plötzlich hier.

Herbot:

Urlaub wahrscheinlich! — Berlin ist doch eine sehr interessante Stadt —

Sophie:

Ihr wart unvorsichtig, gewiß. Du bist durchs Fenster eingestiegen in der Nacht. Man hat dich gesehen —

Herbot:

Er nicht, sonst wär er nicht erst heute da.

Sophie:

Mach nur jetzt keine Dummheiten. Ein mal noch darfst du — mußt du lügen.

Herbot:

Danke für die gütige Erlaubnis! Also da kannst du dich auf mich verlassen. Aber jetzt bitte geh in die Halle, ja? Wenn du hier daneben bliebst, würdest du dich doch —

Und ich will meine Unbefangenheit haben. Wenn ich wüßte, daß du zuhörst, das würde mich unsicher machen. Also —

Sophie
(angstvoll):

Konrad!

Herbot:

Aber ruhig, mein Kind. (Er streichelt ihre Haare. Wie er sie an sich ziehen will, wehrt sie leicht ab und geht ins Nebenzimmer.)

Herbot steht eine Weile still, dann nimmt er das Manuskript, blättert darin, zündet sich eine Zigarette an. Er wird ungeduldig, steht auf, geht bis zur Türe rechts, horcht. Es klopft. Er leise auf den Zehenspitzen wieder ins Zimmer zurück, nimmt das Manuskript vor. Es klopft wieder.

Herbot:

Herein!

Herbot — Edgar Gley.

Edgar:

Guten Abend.

Herbot:

Guten Abend, Herr Gley, ich freue mich, Sie bei mir zu sehen .... im Hotel heißt das.

Edgar:

Ich will Sie nicht lange aufhalten, Herr Herbot.

Herbot:

Oh! — Allerdings spiele ich heute abend.

Edgar:

Ich weiß.

Herbot:

Ein Viertelstündchen hab ich wohl noch Zeit. Wollen Sie nicht Platz nehmen? Meine Frau wird sehr bedauern —

Edgar
(etwas erstaunt):

Ihre Frau Gemahlin ist hier?

Herbot:

Ja, natürlich. Wo sollte sie denn sein? Ein paar Wochen war sie allerdings verreist, ach, Sie wissen ja. Unsere Wohnung war in fürchterlichem Zustand, Sie erinnern sich vielleicht noch, ich hab Ihnen ja erzählt — ein Wasserrohrbruch. Aber morgen oder übermorgen ist sie wieder imstande. Sie war vollkommen überschwemmt. Eine Wirtschaft sag ich Ihnen! Und ein Schaden von mindestens zehntausend Mark. Da heißt's dann wieder gastieren. Ich muß auch den Verlust einiger unersetzlicher Handschriften bedauern. Ich sammle nämlich alte Handschriften. Interessieren Sie sich dafür, Herr Gley?

Edgar
(will reden, vermag es aber noch nicht).

Herbot
(der es bemerkt):

Aber ich rede da immer von mir und meinen Angelegenheiten. Wie befindet sich denn Ihr Fräulein Braut? Sie kommen doch wohl aus Wien?

Edgar:

Nein, direkt aus Villach. Ich habe eine Frage an Sie zu stellen, Herr Herbot. Antworten Sie einfach mit Ja oder Nein. Waren Sie Daisys Geliebter?

Herbot
(steht auf):

Ob ich —?! Herr Gley, ich bin fassungslos. Welcher schurkische Verleumder —

Edgar:

Daß Sie das sagen müssen, ist klar. Aber es ist ebenso klar, daß damit nicht das geringste bewiesen ist.

Herbot
(will reden).

Edgar:

Auch Ihr Ehrenwort bewiese nicht das geringste.

Herbot:

Man hat nun leider nichts anderes als sein armes Ehrenwort. Es gibt Leute, die sich mit Konrad Herbots Ehrenwort zufrieden geben.

Edgar:

Auch in einem solchen Falle? Ich bin leider nicht in der Lage —

Herbot:

Was also ...? Wollen Sie mir nicht wenigstens sagen, aus welcher Quelle? Wollen Sie mir den anonymen Brief zeigen? Es wird sich ja bald herausstellen —

Edgar:

Lassen wir das, Herr Herbot. Ich frage Sie nochmals: Waren Sie Daisys Geliebter?

Herbot:

Da Sie nun einmal nicht gewillt scheinen, mir über die Quelle dieser ungeheuerlichen — nein, über die Gründe

Ihres Verdachtes Aufschluß zu erteilen, und es mir auf diese Weise unmöglich machen, mich zu vertei — sachlich zu erwidern, so schlage ich Ihnen vor, Herr Gley, lassen wir das Fräulein gänzlich aus dem Spiel, sagen Sie mir einfach, daß Ihnen meine Nase nicht gefällt, ich werde mich dadurch so beleidigt fühlen, als Sie es nur wünschen können, und — auf Wiedersehen in einem jener beliebten Wäldchen!

Edgar:

Ich bin fern davon, an Ihrem Mute zu zweifeln, und ich nehme an, daß auch der meine für Sie außer Frage steht.... Wir wollen hier keine Szene mit großen Worten spielen, Herr Herbot, wir wollen, wenn es möglich ist — und mir ist es möglich — miteinander reden wie zwei Männer — nein, abseits von jeder Eitelkeits- und selbst von jeder Ehrenfrage in gewöhnlichem Sinn — wie zwei Menschen. Ich bitte Sie zum letztenmal, Herr Herbot, geben Sie Ihre bisherige Haltung auf, gegen deren Korrektheit sich ja gewiß nichts einwenden läßt, und begreifen Sie endlich, daß hier ein Mensch vor Ihnen steht, Herr Herbot, der nichts anderes verlangt, als die Wahrheit, die Wahrheit, wie immer sie laute — verstehen Sie mich, Herr Herbot — und der sich in jedem Fall stark genug fühlt, sie zu ertragen ... in jedem Falle! Verstehen Sie mich doch endlich, Herr Herbot! Nicht als Geck und nicht als Rächer komm ich her, zu einem, der ein Schuft war oder unschuldig verdächtigt wird. Ein Mensch zu einem Menschen. Wenn es geschehen ist, Herr Herbot, so war es vielleicht keine Schur-

kerei. Wenn's nicht geschehen ist, so war es vielleicht nicht weit davon. Aber was immer vorgefallen ist, keineswegs wäre es damit aus der Welt geschafft, daß wir einander mit der Pistole gegenüberstehen und einer von uns beiden —

Herbot
(will sprechen).

Edgar:

Noch nicht. Jetzt würden Sie vielleicht noch lügen. Hören Sie mich weiter an. Es ist mir gegeben, manches zu verstehen. Ich habe selbst allerlei erlebt — ich weiß, was ein Rausch, was der Duft von Sommernächten aus uns zu machen vermag, weiß, wieviel wir hinter uns werfen können, eigene Schicksale wie Träume, die uns ein anderer erzählt hat, und ich weiß, daß ich alles zu ertragen imstande wäre, nur nicht den Zweifel, alles verzeihen, nur die Lüge nicht, besonders wenn die Wahrheit einem so leicht gemacht wird, wie in diesem Falle Ihnen. Ich hoffe, Sie fangen an, mich zu begreifen, Herr Herbot! Oder fürchten Sie jetzt vielleicht, daß ich Sie in eine Falle locken will? Ich habe mich Ihnen völlig in die Hände gegeben, Herr Herbot, ich stünde ja da, wie — wie der erbärmlichste Komödiant, wenn ich nun nach einem offenen Geständnis Ihrerseits, das ich Ihnen tückisch entlockte, plötzlich wieder den beleidigten Bräutigam spielen wollte. Sie dürften mir dann jede Genugtuung verweigern, mir ins Gesicht spucken dürften Sie, denn, was immer Sie getan, ich wäre dann der Elendere von uns beiden. Können Sie jetzt noch unschlüssig sein,

Herr Herbot? Nie, ich fühle es, ist ein Mensch so einem andern Menschen gegenübergestanden wie ich Ihnen. Waren Sie Daisys Geliebter, Herr Herbot? Sie schweigen? Jetzt müssen Sie reden. Sie müssen die Wahrheit sagen, ehe es zu spät ist. Jawohl, ehe es zu spät ist, Herr Herbot. Denn wenn ich später einmal die Wahrheit erführe, später — es gibt solche Zufälle, Herr Herbot, es gibt Geständnisse von Frauen, späte Geständnisse — dann werde ich mich nicht mit Ihnen schießen, dann würde ich Sie niederschlagen wie —

Herbot:

Still! Nicht weiter. Ich — ich stehe zu Ihrer Verfügung. Jawohl, zu Ihrer Verfügung. Es gibt keinen andern Ausweg in dieser Sache weder für Sie noch für mich.

Edgar:

Sie waren also Daisys —

Herbot:

Ich war es nicht. — Und doch muß wahrscheinlich einer von uns aus dieser Welt —

Edgar:

Die Wahrheit! Die Wahrheit! Herr Herbot.

Herbot:

Was sind Worte —?! Oh, wenn mir einer vorausgesagt hätte. — Verzeihen Sie, ich kann nicht mehr. (Er geht zum Fenster, scheint erschüttert; sieht unbemerkt von Edgar auf die Uhr, bleibt am Fenster stehen.)

Edgar:

Sprechen Sie endlich, Herr Herbot!

Herbot

(sich wieder nach ihm umwendend):

Menschenskind, wie einfach sehen Sie noch die Welt! Ja und Nein! Und Wahrheit und Lüge! Und Treue und Untreue! — Wenn es so einfach wäre, junger Fr — Herr Gley. Aber so einfach ist es eben nicht. Beim Himmel, es wäre die bequemste Angelegenheit von der Welt, wenn man einer von denen wäre, die ihr Gewissen damit beruhigen, daß sie am Ende nicht mehr zu sagen brauchen als sie gefragt wurden. Und es wäre sogar für mich die einfachste Sache von der Welt, wenn ein anderer gekommen wäre als Sie, gerade Sie, Edgar Gley, den ich ja doch erst in dieser Stunde kennen lerne. Wenn ein anderer hier stände, einer von den Dutzendmenschen, deren inneres Schicksal mir gleichgültig sein, den ich wieder in den Alltag entlassen dürfte, aus dem er gekommen ist. Dem könnt' ich sagen, schwören, es ist nichts geschehen. Denn nach der Auffassung des braven Bürgers ist ja wirklich nichts geschehen. Ihnen aber, wenn Sie mich vielleicht auch grausam nennen werden, Ihnen kann ich das nicht zur Antwort geben. Denn es wäre die feigste aller Lügen; es wäre eine von denen, die man vor Gericht als Wahrheit beschwören könnte. Und es gäbe noch etwas anderes, auch einfach, aber in anderer Art, teuflisch einfach, sozusagen. Und das wäre: Ihnen antworten: Es ist geschehen, Edgar Gley! Daisy war meine Geliebte — — und dann Sie beim Wort nehmen,

Sie in die Welt hinausschicken, und jubeln, daß man den Weg frei hat, sich von neuem mit der Hoffnung schmeicheln als alter Narr, der man ist, daß vielleicht jetzt, wenn er, der Jüngling, der Geliebte, der Bräutigam aus dem Weg geschafft ist, daß am Ende dann das Unmögliche Ereignis wird, daß dann den wahnsinnigsten Wünschen Erhörung winkt. Und wer weiß, ob man dieser Teufelei nicht fähig wäre, wenn man nicht zuviel Klugheit besäße! Wenn man nicht vorhersähe, daß der Traum nicht dauern könnte, daß er mit Enttäuschung, mit Reue, mit Fluch enden müßte. Nun, Edgar Gley, ich habe Ihre Braut geliebt, angebetet hab ich sie. Ich wollte mich von meiner Frau trennen. Ich habe Daisy geliebt, wie ein Schuljunge habe ich sie geliebt. Und hab es ihr nicht verschwiegen. Verse hab ich geschrieben, der alte Herbot hat Verse geschrieben, hat nächtliche Fensterpromenaden gemacht, hat sich in den Garten geschlichen, hat wie Romeo seine zärtlichen Briefchen durchs Fenster — (Er hält plötzlich inne, als fiele ihm etwas ein.) Ah, jetzt begreife ich alles. Man hat mich gesehen! Irgendwer hat mich einmal nachts im Garten gesehen oder vielleicht im Kahn gegenüber dem Hause. Aber wer kann das gewesen sein? Sie haben anonyme Briefe erhalten, gestehen Sie's nur.

Edgar:

Das ist ja gleichgültig. Reden Sie weiter.

Herbot:

Was wollen Sie noch wissen?

Edgar:

Sie haben Daisy Ihre Liebe gestanden — und sie hat Sie ruhig angehört?

Herbot:

Angehört ... das kann ich nicht in Abrede stellen.

Edgar:

Hat Ihre Briefe gelesen?

Herbot
(lächelt).

Edgar:

Und geantwortet —? Sprechen Sie.

Herbot:

Möchten Sie mir das nicht erlassen, Herr Eley?

Edgar:

Ich bedauere.

Herbot
(mit der deutlichen Absicht, daß man die Unwahrheit der folgenden Worte merkt):

Ich besitze nichts Schriftliches —

Edgar:

Herr Herbot — Lüge bleibt Lüge. Haben Sie mich in irgendeiner Nebensächlichkeit irregeführt, so wird auch alles andere —

Herbot:

Bestehen Sie nicht darauf! Brechen wir hier ab.

Edgar:

Unmöglich.

Herbot:

Nun, so bleibt mir nichts anderes übrig, tun Sie, was Sie wollen, Herr Eley, ich stehe ganz zu Ihrer — —

Edgar:

Sie sind zu weit gegangen, um jetzt noch einhalten zu können. Ich verspreche Ihnen, daß kein menschliches Wesen von dem Inhalt dieses Gesprächs etwas erfahren wird. Auch — auch meine Braut nicht. Martern Sie mich nicht länger. Sie haben mein Ehrenwort.

Herbot
(nach glänzender Pause, greift in seine Brieftasche und entnimmt ihr einen Brief):

Dies ist ein Brief von Daisy an mich. (Auf eine unwillkürliche Bewegung Edgars.) Lassen Sie. Ich bitte um die Erlaubnis, ihn selbst vorzulesen. Sie können dann selbstverständlich nachprüfen, ob ich eine Silbe unterschlagen habe. Aber er muß auch im richtigen Ton gehört werden, sonst könnte man ihn mißverstehen. (Er liest.) „Konrad Herbot — ich flehe Sie an, reisen Sie ab."

Edgar:

Von wann ist dieser Brief?

Herbot
(zeigt das Datum):

Vom siebenundzwanzigsten August, morgens. „Bringen Sie nicht Unglück über Menschen, die Ihnen nichts Böses getan haben. Vergessen Sie nicht, Konrad Herbot, was Sie mir schon bedeutet haben, lang ehe ich Sie kannte. Lassen Sie sich's daran genug sein. Wenn ich

Sie wieder auf der Bühne in einer Ihrer herrlichen —“ Ach, das lassen wir — „Noch niemals hat mir ein Mann Ihrer Art ein so —“ Es ist etwas peinlich — Fräulein Daisy meinte einfach, es hätte ihr noch nie ein Mensch, von dem soviel in der Zeitung steht, eine Liebeserklärung gemacht. Und so weiter und so weiter. Nun aber hören Sie gut zu. (Liest.) „Bedenken Sie doch, Sie haben eine entzückende Frau, die Sie anbetet — und ich bin verlobt mit einem jungen Mann, der mich sehr gerne hat und den auch ich liebe. Ja, Konrad Herbot, ich liebe ihn und werde niemals einen andern lieben als ihn. Glauben Sie mir's. Aber Sie, Konrad Herbot, Sie sind gefährlich, ich kann es nicht anders sagen. — Manchmal ist mir, als wenn ich Sie haßte. Ich kann Sie nur bitten, reisen Sie ab, ich beschwöre Sie.“

Edgar
(nimmt den Brief):

Vom siebenundzwanzigsten. Und Sie sind abgereist —

Herbot:

Wenige Stunden darauf. Selbstverständlich.

(Pause.)

Edgar:

Und wenn Sie dort geblieben wären —?

Herbot:

Herr Gley, ich hätte ruhig bleiben können. Von meiner „Gefährlichkeit“ habe ich erst durch diesen Brief Kenntnis erhalten. Bis dahin ... Sie haben selbst zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie Fräulein Daisy ... mich gewöhnlich zu behandeln beliebte ..

Edgar:

Sie erzählten doch eben selbst, daß es Ihre Absicht war —

Herbot:

Sie aus Daisys Herzen zu reißen. Ja. Ich leugne es nicht, ich war ein Narr. Dieser Brief hier hat mich zur Besinnung gebracht. „Ich werde niemals einen andern lieben als ihn."

Edgar:

Sie hat geschwankt. Aus diesem Brief ist zu ersehen, daß sie geschwankt hat zwischen Ihnen und mir, und daß es nur an Ihnen gelegen wäre —

Herbot
(unterbricht ihn):

Das würd' ich auch glauben, wenn ich heute noch ein Narr wäre, wie ich es vielleicht eine halbe Stunde lang gewesen bin. Sie hat immer nur Ihnen gehört. Aber der Ruhm — mein junger Freund, ahnen Sie denn, wie das auf ein junges Mädchenherz wirkt? Wir wissen ja nie, wir Armen, ob eine Schwärmerei uns gilt, oder dem Duft von Unsterblichkeit, der uns umschwebt. Wie oft hab ich die Glücklichen beneidet, die nie zweifeln müssen, daß sie um ihrer selbst willen geliebt werden. Wäre ich nicht Konrad Herbot gewesen, sondern irgendein gleichgültiger Herr, ein Gutsbesitzer aus Klein-Reifling zum Beispiel, so wäre ich Ihrer Braut ausschließlich lächerlich erschienen. Aber, daß es Konrad Herbot war, der um sie beinahe den Verstand verlor, das hat sie ein wenig gerührt. Daß sie vielleicht Konrad Herbots letzte Liebe war, hat sie ergriffen, und gewiß gab es einen

Moment, in dem sie nahe daran war, diese innere Bewegung für Liebe zu halten. Sie ist die erste nicht. Aber schuldig, wenn in solchen Dingen überhaupt von einer Schuld die Rede sein kann, war ich, ich allein. Es wäre nie so weit gekommen, nicht einmal bis zu diesem Brief, wenn ich meine Gefühle hätte verbergen können. Aber ich war meiner nicht mehr mächtig. Wie ein Verhängnis ist es über mich gekommen.

Edgar:

Sie wollten Ihre Frau verlassen, sagten Sie vorher. Sie ist vor Ihnen abgereist — und ich frage mich —

Herbot

(rasch unterbrechend):

Nicht wegen des Röhrenbruches, Herr Gley, Sie können sich jeden Moment selbst überzeugen. Sie ist fort, weil ich ihr meinen Seelenzustand nicht verheimlicht habe. Ich habe keine Geheimnisse vor ihr. Es ist eine wundervolle Frau. Sobald ich nach diesem Brief aus Fräulein Daisys Nähe geflohen war, habe ich sie verständigt. Ich bat sie, zu mir zu kommen, mir beizustehen, mich aus meiner Verzweiflung zu retten. Aber sie empfand es als unwürdig, neben mir zu leben, so lang mein Herz einer andern gehörte. Sie wollte erst wiederkommen, wenn ich ihr mit ruhigem Gewissen schreiben dürfte, daß auch der letzte Funken in mir erloschen ist. Vor drei Tagen konnte ich es ihr schreiben. Seit gestern ist sie wieder da, und morgen wird der alte Herbot sein Heim wieder haben.

(Pause.)

Edgar:

Warum hat sie mir von all dem nichts gesagt?

Herbot:

Sollten Sie wirklich nicht ahnen, Herr Gley, wie nah sie daran war, wie oft das Geständnis sich auf ihre Lippen drängte? Ich — ich hab es gesehen. Und damals hab ich gewünscht, daß sie zu Ihnen spräche. Denn Sie hätten es nicht ertragen, wären zu stolz gewesen, Sie wären davongefahren und ich — ich wäre dort geblieben. Danken wir Gott, daß es anders gekommen. Es wäre ein fürchterliches Erwachen gewesen für uns alle.

Edgar:

Warum hat sie geschwiegen?

Herbot:

Soll ich es Ihnen sagen? Weil sie mit ihrem unendlich feinen Instinkt spürte, daß das, was sie für ein Geständnis der Wahrheit gehalten hätte, doch nur Lüge gewesen wäre. Sie hat mich nie geliebt, Herr Gley, das muß Ihnen doch endlich klar sein. Niemals. Und ich möchte sogar die Behauptung wagen, daß Sie, Herr Gley, mit einem schöneren Gefühl der Sicherheit in die Ehe treten dürfen, als mancher andere junge Mann, der seiner Braut, wie man zu sagen pflegt, nicht das geringste vorzuwerfen hat. Fräulein Daisy hat ihr Abenteuer hinter sich. Und es wird der Tag kommen, an dem sie es Ihnen selbst erzählen wird. Sie wird es Ihnen erzählen, noch bevor sie mit Ihnen vor den Altar tritt. Und wenn Sie mir eine Bitte gestatten, so warten Sie diesen Augen-

blick ab. Beginnen Sie nicht selbst davon mit ihr zu sprechen. (Da Edgar schweigt.) Doch wie töricht, Sie werden ja doch nicht so lange schweigen können. Sie werden ihr alles sagen, selbstverständlich, Sie werden ihr auch erzählen, daß ich Ihnen diesen Brief —

Edgar

(blickt ihn noch einmal rasch durch und wirft ihn ins Kaminfeuer):

So wahr er hier in diesen Flammen verglüht, niemals. Von diesem Briefe niemals. Auch nicht von diesem Besuch.

Herbot:

Versprechen Sie nicht zuviel, Herr Eley.

Edgar

(sieht ihn an):

Ich verspreche nicht mehr, als ich zu halten gewiß bin. — Adieu, Herr Herbot.

Herbot:

Haben Sie noch eine Frage an mich, Herr Eley?

Edgar

(sieht ihn lang an):

Keine. (Er reicht ihm rasch die Hand.)

Herbot

(beinahe echt):

Seien Sie gut zu ihr, Herr Eley. Ich bitte Sie... seien Sie gut.

Edgar

(geht).

Herbot

(von der Türe zurück, zuerst ernst, dann geht ein befriedigtes, aber nicht allzu eitles Lächeln über seine Züge. Er sieht auf die Uhr. Geste: Es ist noch Zeit. Er klingelt).

Boy
(tritt ein).

Herbot:

Wollen Sie meine Frau bitten heraufzukommen, sie ist in der Halle.

Boy
(ab).

Sophie
(ist von links hereingetreten).

Herbot
(wendet sich um, erblickt sie):

Oh! Du warst —

Sophie:

Ja. Die ganze Zeit —

Herbot:

Und hast mir doch versprochen — — Aber ich begreif's. Es ist vielleicht besser so. Du bist hoffentlich beruhigt.

Sophie:

Ja.

Herbot:

Leicht war es ja nicht. Jetzt kann ich dir's ja gestehen. Ich hab ein wenig Lampenfieber gehabt im Anfang, trotzdem ich nicht ganz unvorbereitet war. Zuerst war ich auch recht schwach.

Sophie:

Nun, es ging ...

Herbot:

Aber dann ist es nicht übel geworden, was? Du hast es dir wohl anders vorgestellt, Sophiechen — wie? Du

hast dir gedacht, daß ich einfach alles ableugnen werde. Aber nur Dummköpfe leugnen. Vernünftige Menschen —

Sophie:

— lügen.

Herbot:

Lügen? Nein, Sophie, es war nicht ausschließlich Lüge, es war mancherlei Wahres dabei. Das war gerade das Köstliche, wie es durcheinander gemengt war, das Wahre und das Falsche. Dadurch wurde es so absolut wahrscheinlich. Na, Gott sei Dank, jetzt kann man wieder ruhig atmen.

Sophie:

Du glaubst — Hast du vergessen?

Herbot:

Was?

Sophie:

Wenn er später einmal die Wahrheit erfährt, so will er, so wird er — Und er wird sie erfahren — Es ist einfach hinausgeschoben.

Herbot:

Aber was fällt dir denn ein. Er wird sie nie erfahren. Es ist ja vollkommen ausgeschlossen.

Sophie:

Ausgeschlossen? Er wird doch mit ihr sprechen. Darüber kannst du dich doch nicht täuschen. Und selbstverständlich werden sich Widersprüche ergeben.

Herbot:

Widersprüche? Warum denn?

Sophie:

Die Geschichte mit dem Brief vor allem — Was sollte überhaupt der gefälschte Brief?

Herbot:

Gefälscht? Der war ja echt.

Sophie:

Der Brief war echt?

Herbot:

Natürlich ist er echt. Den hat mir Daisy wirklich geschrieben. Allerdings nicht am 27. August, sondern am 2. Es war eine Kleinigkeit, den Siebener dazuzumalen.

Sophie:

Ich verstehe nicht...

Herbot:

Aber Kind, es ist doch ganz einfach. Die Eventualität eines Klatsches mußten wir selbstverständlich in Erwägung ziehen. Daß ein anonymer Brief oder sonst was der Art sich ereignen könnte, das lag sehr nahe. Und darum hab ich mit Daisy ganz genau festgestellt, wie wir uns in dem Fall zu benehmen hätten. Daß da ein bloßes Leugnen nicht helfen würde, das war ja evident. Da hätte man sich sogar auf die schönste Weise hineinreiten können.

Sophie:

Ach so. Sehr gut. Nun fang ich an zu verstehn —

Herbot:

Und der Brief — ich hab ihn schön gelesen, was? der Brief, der in Wirklichkeit die Sache natürlich erst zum

Klappen brachte, der war geradezu wie geschaffen, uns — wie soll ich sagen — als ein Alibi zu dienen.

Sophie:

Ausgezeichnet.

Herbot:

Andere Briefe existieren nicht mehr. Irgendwelche Beweise auch nicht. Und daß sie — Daisy nämlich — ihre Sache sicher auch famos machen wird, darüber kann man wohl ruhig sein.

Sophie:

Wir wollen hoffen. Aber so gut wie du doch keineswegs.

Herbot:

Vielleicht noch besser. So ein Mädel — Überhaupt die Frauen — bei denen ist es ja angeboren. Übrigens findest du nicht, daß auch er famos war?

Sophie:

Er?

Herbot:

Edgar Gley. Freilich, er hat's leichter gehabt. .. Aber — soll ich dir was sagen, Sophie? Es gab Momente, in denen ich so mitgerissen war — es hat nicht viel gefehlt und ich hätte die ganze Geschichte selber geglaubt.

Sophie:

Welche Geschichte?

Herbot:

Nun, du hast's doch gehört. Mir war gegen Schluß der Szene, als hätte ich mit dem Mädel — als wär wirklich

gar nichts passiert ... Die Macht des Genies könnte man sagen.

(Falk tritt ein. Überzieher und Hut.)

Herbot. Sophie. Falk.

Falk:

Ja, sag einmal, bist du verrückt geworden? Dreiviertel sieben! Was ist denn los?

Herbot:

Na, was denkst du eigentlich, ich brauch' ne Stunde, um mich in den Hamlet zu verkleiden?

Falk:

Paragraph sieben: Eine Stunde vor Beginn der Vorstellung haben die in dem Stück beschäftigten Darsteller — Im übrigen kommt heute der Kronprinz.

Herbot:

Wie? Mit Jemahlin?

Falk:

Und Suite.

Herbot:

Na, was sagst du, Sophie. Da zieh ich ihm also die Gesellschaft auch noch in die Bude, die er sich mit seinem modernen Blödsinn hinausgeekelt hatte. Hast du nicht geschwind noch die Preise erhöht? Na, wir wollen doch noch heute ein ernstes Wort wegen des neuen Vertrags miteinander reden bei der „Pulle Sekt". Insbesondere von wegen des Urlaubs. Im Feber reisen wir nämlich an die Riviera, was Sophie?

Falk:

Möchtest du nicht endlich —

Herbot:

Also, Sophie, mach dich geschwind fertig. Heute spiel ich mal wieder ausschließlich für dich. Da könnte meinetwegen S. M. selber drin sein oder der liebe Herrgott.

Falk:

Du fändest jedenfalls nichts Besonderes dran, wenn der liebe Herrgott sich in Berlin vor allem deinen Hamlet ansähe.

Herbot:

Nee. Wenn der einmal nach Berlin käme, so ließ er sich vor allem für Reinhardt Billetts besorgen. Glaubst du nicht?

Falk:

Jedenfalls stünd's in der Zeitung.

Herbot

(streichelt Sophie flüchtig die Wangen, küßt ihr die Stirn):

Addio! a rivederci! (Nimmt Hut und Überzieher und geht.)

Falk — Sophie.

Falk:

Er ist ja so aufgepulvert. Sie etwas weniger, Frau Sophie. Sie stehn ja da wie eine Bildsäule. Was ist denn passiert? Szene? Fangt's schon wieder an?

Sophie

(regungslos):

Nein. Es fängt nicht an, es hört auf. Endgültig hört es auf.

Falk

(nach kleiner Pause):

Na, Sie werden sich auch noch zurechtmachen wollen fürs Theater. Auf Wiedersehen!

Sophie:

Ich gehe nicht ins Theater. Ich reise ab.

Falk:

Wie?

Sophie:

Heute abend noch, in einer Stunde, in einer halben. Es ist aus.

Falk:

Ja, was ist denn —

Sophie:

Das kann ich Ihnen nicht so in Kürze erzählen.

Falk:

Nun, ohne zudringlich sein zu wollen, ich kann die Szene mit dem Geist entbehren, mit dem von Hamlets Vater mein ich. Also — wenn Sie nicht plötzlich aufgehört haben, mich als Freund zu betrachten —

Sophie:

Warum sollte ich — (Nach kurzer Pause.) Edgar Gley war da.

Falk:

Oh!

Sophie:

Er wünschte Aufklärung. Mein Gatte hat sie ihm gegeben. Ich befand mich im Nebenzimmer die ganze Zeit. Ich habe alles gehört.

Falk:

Nun also?

Sophie:

Daß ein Mensch so lügen kann, das hab ich nie geahnt.

Falk:

Ja, was dachten Sie denn — Sie müssen doch froh sein.

Sophie:

Eine vollkommen abgekartete Geschichte war es zwischen ihm und dem Fräulein.... Sie waren darauf vorbereitet. Und mein Gemahl hat dem armen Jungen hier einen Roman erzählt, als wenn er um Daisy beinahe toll geworden wäre und sie hätte ihn nicht erhört. Dabei ist er Nacht für Nacht zu ihr durchs Fenster.

Falk:

Na, das konnte er doch wohl dem Herrn Gley nicht erzählen. Und es ist doch immer noch besser, geschickt gelogen als gar nicht in solchen Fällen.

Sophie:

Sie müßten es gehört haben. Und er — er spürt nichts davon, er freut sich noch dran. O, hätten Sie's gehört, Sie würden begreifen, daß ich nicht einen Tag, nicht eine Stunde länger bei diesem Menschen —

Falk:

Ja, wo wollen Sie denn hin?

Sophie:

Was weiß ich. Fort, fort!

Falk:

Sollten Sie's nicht doch wissen?

Sophie:

Was?

Falk:

Wohin Sie zu fliehen gedenken. Oder ahnen —

Sophie:

Wenn es so wäre, glaubten Sie, ich brauchte dann eine Ausrede vor mir selbst? Mich zieht es zu niemandem! Fort will ich, und allein will ich sein, für mein ganzes Leben allein.

Falk:

Das wird nicht gehen. In vierzehn Tagen haben Sie wieder hier einzutreffen. Längeren Urlaub gebe ich Ihnen nicht. Unser Vertrag —

Sophie:

Sie können scherzen? Verstehen Sie es denn wirklich nicht? Es ist aus für ewige Zeiten. Nichts mehr ist da, nichts, nur ein Ekel, nein, ein Grauen, ein ungeheueres Grauen. Wie kann ich zurück zu ihm? Man kann zu einem Menschen zurück, auch wenn er gefehlt, wenn er ein Verbrechen begangen, wenn er einen tief, tödlich verletzt hat. Man kann zu einem zurück, der bereut, auch zu einem, der nicht bereut. Aber er muß doch wissen, was er getan hat. Herbot weiß es nicht. Er versteht nichts von mir und nichts von sich und nichts von den andern. Liebe, Betrug, Mord, alles das wiegt in der Wirklichkeit nicht schwerer für ihn, als wenn es in einer seiner Rollen stünde. Wir sprechen verschiedene Sprachen, zwischen uns gibt es auch keinen Dolmetsch mehr. Wenn ich mich zum Fenster hinunterstürzte aus Verzweiflung, so wäre es ein Aktschluß für ihn. Vorhang fällt — und er

geht eine Pulle Sekt trinken. Ein Mensch — er? Ein toll gewordener Hanswurst, der, wenn's sich einmal so fügt, auch bereit ist, einen Menschen zu spielen ... aber kein Mensch .. kein .. (Auf dem Diwan, Hände vors Gesicht.)

(Pause.)

Falk:

Schade, schade.

Sophie:

Auch nicht mehr schade.

Falk:

Doch, liebe Freundin. Es müßte nicht so sein. Wie anders hätte diese Szene, die er da mit Herrn Gley aufgeführt zu haben scheint, auf Sie gewirkt, wie wenig grauenvoll, ja, wie lustig oder wie großartig vielleicht, wäre Ihnen der ganze Kerl erschienen —

Sophie:

Wenn ich seiner würdig wäre.

Falk:

Das wird natürlich nie der Fall sein, kann natürlich nie der Fall sein. Sie blieben ja doch, wer Sie sind in jedem Fall. Man bleibt es immer. Aber Sie hätten mancherlei leichter genommen. Daß Sie eine so fabelhaft anständige Person sind, das ist es ja, was in Ihre Beziehungen zu Herbot eine falsche Note bringt; und daß Sie in der allertiefsten Tiefe Ihrer Seele dieser Anständigkeit nicht einmal recht froh werden, das macht die Sache nicht besser. Wenn Sie beispielsweise mit so einem edlen Herrn Gley vermählt wären — ja, solch eine

Art von Menschen zu betrügen, wie man's nennt, das ist freilich sehr häßlich, denn für die Herren Gley ist das Betrogenwerden etwas sehr Wesentliches, unverdient und erniedrigend, und kann sie gelegentlich zum Selbstmord treiben, die Herren Gley. Mit den Herbots ist das etwas ganz anderes. Die Herbots täten vielleicht so, als merkten sie's nicht, auch vor sich selber täten sie so; aber sie würden aufatmen!

Sophie:

Sie sprechen wie ein rechter Sophist.

Falk:

Nur als Theaterdirektor, verehrte Freundin.

Sophie
(lächelnd):

In Theaterangelegenheiten bin ich lediglich — bin ich gar nicht mehr zu sprechen. Verzeihen Sie, ich muß packen. Er soll mich hier nicht mehr finden.

Falk:

Sie wollen im Ernst — und heute noch? Das ist ja unmöglich.

Sophie:

Es ist möglich, glauben Sie mir.

Falk:

Ja, was soll ich ihm denn sagen?

Sophie:

Daß ich von seiner heutigen großen Szene mit Herrn Gley zu sehr erschüttert war, um auch noch den Hamlet vertragen zu können.

Falk:

Das — das wird er nicht verstehen.

Sophie:

Also, sagen Sie ihm die Wahrheit — daß ich ihn —

Falk:

— liebe!

Sophie:

Hasse! Und daß ich nie wieder — so wahr ich lebe —

Falk:

Still — keine Schwüre, man soll keine Brücken hinter sich abbrechen. Man hat davon nur die Unbequemlichkeit, sie wieder von neuem aufbauen zu müssen.

Sophie
(nach links):

Leben Sie wohl!

Falk:

Ich will Sie nicht länger zurückhalten, Frau Sophie, reisen Sie glücklich, aber wenn Sie mich fragen, wohin, so sage ich: nicht in die Einsamkeit, sondern — anderswohin . . .

Sophie:

Sie sind wahrhaftig —

Falk:

Es verpflichtet ja zu nichts. Nicht einmal zum Zurückkehren. Sie können ja dort bleiben. Vielleicht ist das Ihr Glück. Es wär ja möglich. Ich glaub es freilich nicht. Sehen Sie übrigens da hinunter, Frau Sophie! Eine Wagenburg! Ja, dem Mann muß man manches verzeihen.

Sophie:

Tät ich auch — als Theaterdirektor.

Falk:

Als Frau müssen Sie es erst recht. Es ist doch fast euer Beruf.

Sophie:

Oho!

Falk:

Verzeihen — und Rache nehmen. Besonders die letztere ist bekanntlich süß. Auf Wiedersehen, Frau Sophie — auf baldiges Wiedersehen. (Auf ihren Blick.) Nun ja, vielleicht — in den steirischen Wäldern. Ich bin ja auch zur Jagd geladen. Oder wenigstens zum Schachspiel. Eine Depesche genügt, ich komme hin, und wär's auch nur, um Sie abzuholen — um Sie einem zurückzubringen, der nun einmal Ihr Schicksal ist, da mögen Sie tun, was Sie wollen. — Es gibt kleinere, Frau Sophie.

(Die Türe im Hintergrund öffnet sich. Herbot tritt ein, im Hamletkostüm, darüber seinen nicht ganz geschlossenen Überzieher.)

Sophie. Falk. Herbot.

Falk:

Ja, sag mal, bist du total verrückt?

Herbot:

Ja, was ist denn? Wo steckst du denn, Sophie? Ich schaue durchs Guckloch in die Loge hin und du bist nicht da —

Sophie

(sieht ihn nur starr an).

Falk
(auf ihn zu, ihn bei der Schulter nehmend):

Ja, willst du wohl. — Es ist fünf Minuten über sieben.

Herbot:

Sie sollen warten! Ich spiele nicht früher, als Sophie in ihrer Loge sitzt.

Sophie:

Aber — aber — ich bin ja noch gar nicht angezogen.

Herbot:

Egal. Komm mit mir, so wie du bist.

Falk
(zu Herbot):

Schau vor allem einmal du, daß du fort kommst.

Herbot:

Bedauere. Ohne sie rühr' ich mich nicht weg. Ich weiß ja, ich weiß ja. Sie hat überhaupt nicht kommen wollen. Der — der Bursche war da. Sie hat es dir ja wahrscheinlich erzählt. Da sind die Erinnerungen wieder aufgestiegen. Na, sieh sie dir nur an, Falk. Steht sie nicht da wie ein Gespenst aus Marmor? Aber komm doch einmal zu dir. Die Vergangenheit ist ja tot, mausetot. Begreifst du es denn noch immer nicht, Sophiechen? Denk doch nicht mehr an das kleene Luder. Was gehn uns denn die andern überhaupt an? Ich habe ja nie eine andere geliebt als dich. Wenn du nicht kommst, so spiel ich nicht. Da kann unser Freund da hier das Theater meinethalben zusperren.

Falk:

Sechstausendfünfhundert Mark. Du hast natürlich dafür aufzukommen.

Herbot:

Hörst du, Sophie. Wenn den Hamlet wer anderer spielt, hat er kein halbes Haus. Und wenn du heute nicht in deiner Loge sitzt, so spiel ich heute nicht und morgen nicht und überhaupt nie wieder und Addio Schauspielkunst! (Er wirft den Degen hin, den er in der Hand gehalten hat.)

Falk
(ist beim Fenster gestanden):

Eben ist Seine Hoheit vorgefahren.

Herbot:

Ist mir wurst! Sie soll wieder heimfahren, deine Hoheit. Hier gibt es nur eine — (Plötzlich auf die Knie vor Sophie.)

(Es klopft. Der Inspizient tritt herein.)

Inspizient:

Entschuldigen Sie, Herr Herbot, es ist sieben Uhr zehn. Seine königliche Hoheit — das Publikum —

Falk
(zum Inspizienten).

Lassen Sie das Zeichen geben.

Herbot
(zum Inspizienten):

Er hat es gesagt, nicht ich.

Falk:

Das Zeichen geben!

Inspizient
(ab).

Sophie:

Steh doch auf!

Herbot:

Kommst du?

Sophie

(antwortet nichts, nur ihre Miene drückt ihre Zustimmung aus).

Herbot

(steht auf, faßt sie um die Mitte, nimmt den Degen in die Hand, den Falk aufgehoben hat):

Ward je in solcher Laun — — —

Falk:

Das ist nicht Hamlet, das ist Richard.

Herbot:

Also, Arm in Arm mit dir — — —

Falk:

Das ist auch woanders her. Du wirst mir noch eine Konfusion machen.

Herbot:

Muß es gerade Hamlet sein? (Sich heftig an Sophie drängend.) Ist es nicht ein herrlicher Gedanke —

Falk:

Willst du wohl? (Er schiebt ihn mit Sophie zur Türe hinaus.)

(Wenn die Türe sich öffnet, sieht man eben einige Hotelgäste auf dem Gang vorübergehn, die die Gruppe erstaunt betrachten.)

Falk

(dreht das Licht aus, geht gleichfalls, schließt die Türe).

Vorhang.

Das Bacchusfest

Personen:

Felix Staufner, Schriftsteller
Agnes, seine Frau
Dr. Guido Wernig
Bahnhofportier
Kellner
Büfettdame
Passagiere und Bahnbedienstete

Spielt in der Bahnhofshalle einer größeren österreichischen Gebirgsstadt.

Bahnhofshalle mit Restauration. Hintergrund drei Glastüren auf den Perron. Rechts eine breite Treppe, die hinabführt. Links Büfett. Darüber Uhr. Eine Anzahl Tische, einzelne gedeckt, mit Stühlen. Schwarze Tafel neben der mittleren Perrontüre rechts. An der Wand neben der Treppe Fahrpläne, Karten, Reklamebilder. — Am Büfett die Büfettdame. Wenige Menschen an den Tischen. Portier steht an der mittleren geöffneten Perrontüre. Wenn der Vorhang aufgeht, ist eben ein Zug eingetroffen. Die Passagiere kommen vom Perron und gehen durch den Restaurationssaal, rechts über die Treppe ab. Links stehen Agnes und Guido, den Blick gespannt zur Türe gerichtet, offenbar jemanden erwartend; fast regungslos. Wenn die letzten Passagiere die Halle passieren, tritt Guido zur Türe, blickt zum Perron hinaus, macht einen Schritt gegen den Perron zu, wird vom Portier zurückgewiesen. Auch Agnes tritt näher zur Türe hin.

Guido:

Es kommt niemand mehr.

Agnes:

Sonderbar.

Portier
(schließt die Türe).

Guido:

Entschuldigen Sie, das war doch der Zug aus Innsbruck?

Portier:

Nein.

Guido:

Nein?

Portier:

Das war der bayrische. — Der aus Innsbruck soll um 5 Uhr 20 Minuten kommen.

Guido:

Warum sagen Sie „soll"?

Portier:

Weil er sich meistens verspäten tut. Aber es ist noch kein Aviso da.

Guido:

Daß er kommt?

Portier:

Nein, daß er sich verspäten tut. (Entfernt sich rechts über die Treppe hinab.)

Guido
(sieht auf die Uhr):

Da haben wir also noch ganze acht Minuten vor uns. (Er zündet sich eine Zigarette an.)

Agnes:

Acht Minuten. (Nach vorn, setzt sich an einen Tisch.)

Kellner
(kommt heran, umschleicht sie).

Guido
(nach kleiner Pause zu Agnes hin, hinter ihr stehenbleibend):

Agnes —

Agnes:

Guido —?

Guido
(setzt sich, nahe zu ihr):

Ob es nicht doch klüger wäre —

Kellner:

Was gefällig bitte?

Guido:

Danke. Wir haben eben hier etwas genommen.

Kellner
(achselzuckend, leicht beleidigt, ab nach links).

Guido:

Ich meine, ob es nicht doch besser wäre, wenn ich allein ihn erwartete.

Agnes:

Warum mit einem Mal? Traust du mir plötzlich nicht mehr die nötige Festigkeit zu? Glaubst du etwa, daß ich Angesicht in Angesicht mit ihm —

Guido:

Nein, nein, deiner bin ich sicher. Aber ich wiederhole, es ist absolut nicht vorherzusagen, wie er die Neuigkeit aufnehmen wird. Und darum —

Agnes
(lebhaft, steht auf):

Nein. Es bleibt dabei, wir erwarten ihn gemeinsam. Damit ist die Situation sofort klargestellt. Schon das ist ein ungeheurer Vorteil. Es wird kaum noch vieler Worte bedürfen. Und überdies ist es das einzige, was unserer würdig ist — und seiner. Das sind wir ihm schuldig. Ich bin es ihm jedenfalls schuldig. (Lokomotivpfiff. Sie zuckt leicht zusammen, wendet sich aber nicht um.)

Guido
(steht auf).

Ein Bahnbediensteter
(kommt vom Perron, versperrt sorgfältig wieder die Türe, schreibt auf die schwarze Tafel: „Zug Nr. 57 von Innsbruck hat 44 Minuten Verspätung.“ Er verwehrt einer Dame mit zwei Kindern den Eintritt, während er die Türe wieder hinter sich versperrt.)
(Guido und Agnes haben sich nicht umgewandt. Der Pfiff der Lokomotive verhallt.)

Guido
(nahe zu ihr):

Agnes, liebst du mich?

Agnes:

Ich bete dich an. Und du? —

Guido:

Du weißt. (Hastig.) Und in einer Stunde ist alles überstanden. Das halte fest! Morgen sind wir schon weit fort. Daran mußt du denken, während du ihm gegenüberstehst. Und für immer zusammen.

Agnes
(etwas mechanisch):

Für immer ... (Ohne sich umzusehen.) Fährt er denn noch nicht ein?

Guido
(wendet sich dem Hintergrund zu):

Die acht Minuten sind um.

Der Portier
(ist wieder gekommen).

Guido
(bemerkt die Aufschrift auf der Tafel):

Oh!

Agnes
(auch hin):

Was gibt's?

Guido:

Verspätung! 44 Minuten Verspätung!

Portier:

Es wird schon eine Stund' werden.

Guido:

Da steht ja deutlich 44 Minuten. 44! Das ist doch offenbar ganz genau auskalkuliert.

Portier
(kalt):

Na ja, wenn er vielleicht früher kommt. (Langsam zum Büfett hin, spricht dort ein paar Worte mit der Kassiererin, entfernt sich bald.)

(Guido und Agnes sehen einander an.)

Agnes:

Eine Stunde —

Guido:

Gehen wir vielleicht wieder ins Freie indessen.

Agnes:

Es gießt ja noch immer.

Guido:

Freilich.

Agnes:

Wenn du aber Lust hast spazieren zu gehen — ich kann ja indessen hier — ich will mir illustrierte Zeitungen ansehen. (Setzt sich, nimmt ein Blatt zur Hand.)

Guido
(tritt näher ans Büfett, vergleicht seine Taschenuhr mit der Uhr über dem Büfett).

Agnes
(sieht ihm nach, lächelt):
Er wird auch hübsch ungeduldig sein in seinem Kupee.

Guido
(näher zu ihr hin):
Wie ... wie meinst du das, Agnes?

Agnes:
Er hat mir ja telegraphiert, wie du weißt, daß er um 5 Uhr 20 Minuten aus Stubai hier ankommt. Er denkt natürlich, daß ich ihm entgegenfahre und ihn erwarte nach dieser sechswöchigen Trennung — und daß wir zusammen nach Seewalchen zurückfahren werden in unsere Villa ... Ich erwart' ihn ja auch — Nur hat er sich's wahrscheinlich ein bißchen anders vorgestellt.

Guido:
Es wäre mir recht sympathisch, wenn du das weniger sentimental auffaßtest.

Agnes:
Sentimental —?! Ich! Wär ich hier, wenn ich sentimental wäre?

(Kurze Pause.)

Guido
(um nur etwas zu sagen):
Den Sechs-Uhr-Zug hättet ihr jedenfalls versäumt.

Agnes:
Um sieben geht wieder einer.

Guido:
Glaubst du, daß er ihn benützen wird?

Agnes:

Warum nicht? Ich würde es wünschen. Und er ist wohl der Mann — — (abbrechend.) Er wird zu Hause alles vorfinden, wie er es verlassen hat... Ich habe Therese gesagt, sie soll alles vorbereiten, als wenn...

Guido:

Das war überflüssig. Wenn er dich jemals geliebt hat, wird er keinen Fuß mehr über die Schwelle eines Hauses setzen, in dem er mit dir fünf Sommer verlebt hat und — (bitter) glücklich war.

Agnes:

Er wird. Er liebt das kleine Haus und die Landschaft so sehr. Die haben sich ja nicht verändert.

Guido:

In diesem Jahr wird er doch nicht mehr hinfahren.

Agnes:

Wenn er vernünftig ist, so schläft er schon heute nacht wieder daheim.

Guido:

In einem Haus, das solche Erinnerungen für ihn birgt?

Agnes
(immer vor sich hin):

Hoffentlich beginnt er schon auf der Heimreise mich zu vergessen.

Guido:

Du kannst dir vorstellen —?

Agnes:

Nun, ist es nicht das Beste, was wir ihm wünschen können? (Sie nimmt wieder eine Zeitung und scheint sich in sie vertiefen zu wollen.)

Guido

(betrachtet Agnes, geht dann hin und her, vergleicht neuerdings die Uhr, dann tritt er näher zu Agnes):

Man könnte vielleicht doch noch eine Kleinigkeit nehmen. (Er klopft auf den Tisch, nimmt gleichfalls eine Zeitung, blättert sie rasch durch, sieht zu Agnes hinüber, die in die Lektüre ganz vertieft scheint, dann ruft er ärgerlich.) Kellner!

Kellner

(erscheint, von früher noch etwas beleidigt):

Bitte.

Guido:

Bringen Sie mir — (Zu Agnes.) Was wünschst du?

Agnes:

Es ist ja ganz egal.

Guido:

Also bringen Sie zwei Soda mit Zitron.

Agnes:

Mir lieber mit Himbeer.

Kellner

(entfernt sich).

(Wieder Pause.)

Guido

(schaut Agnes an).

Agnes

(liest weiter, lächelt):

Da steht ja was von dir.

Guido:

Von mir?

Agnes:

Ja. — „Regatta am Attersee" — Erster Preis Baron Ramming mit seinem Segelboot „Sturm" — zweiter Preis Doktor Guido Wernig mit seinem Segelboot „Nixe".

Guido:

Stimmt. Ja, siehst du, solche kleine Leute wie ich stehn auch manchmal in der Zeitung. Natürlich bei entsprechend kleinen Gelegenheiten ... und auch dann nur mit zweiten Preisen.

Agnes:

Nächstens wird es der erste sein — auf einem andern See.

Guido:

Du bist zu gütig ... Aber — ob es nicht doch ein Wink des Schicksals ist —?!

Agnes
(fragender Blick):

... Der — zweite Preis?

Guido:

Die Verspätung mein ich. Noch ein letztes Mal hast du Zeit zu überlegen. (Auf ihre abweisende Geste nah zu ihr.) Es ist vielleicht doch nicht so einfach, wie du dir's denkst, wenn man durch fünf Jahre lang die Lebensgefährtin eines großen Mannes gewesen ist, — die weitre Existenz als Gattin eines ganz gewöhnlichen Doktors der Chemie —

Agnes
(ihn rasch unterbrechend):
Erstens einmal ist euere Fabrik in ihrer Art geradeso berühmt, wie die sämtlichen Werke meines Gemahls.

Guido:
Was hab ich mit der Fabrik zu tun? Mein Papa hat sie gegründet, er leitet sie ... ich bin nur der Sohn ...

Agnes:
Und dann hab ich Felix nicht darum geliebt, weil er ein „großer Mann" ist, wie du es nennst. Als ich seine Frau wurde, wer kannte damals überhaupt seinen Namen?

Guido:
Aber du hast es geahnt ...

Agnes:
Geahnt ... ja ...

Kellner
(kommt mit dem Bestellten, stellt die Gläser hin).

Agnes und Guido
(schweigen).

Kellner
(entfernt sich).
(Pause.)

Guido:
Warum schweigst du, Agnes?

Agnes
(vor sich hin):
Wie geheimnisvoll ist doch das Leben. Sechs Wochen sind es her, nicht mehr als sechs Wochen, daß ich in dem

kleinen weißen Dampfer mit ihm über den See gefahren bin, sechs Wochen, daß ich hier fast an derselben Stelle von ihm Abschied genommen habe. Und wie hat sich in dieser kurzen Frist die ganze Welt verändert. Wenn er — wenn wir geahnt hätten an jenem klaren Sommertag —

Guido:

Bereust du, Agnes? Noch immer ist es Zeit.

Agnes
(wie erwachend):

Nichts bereue ich, nichts. Alles, was geschehen ist, mußte geschehen. Glaubst du, ich fühle das nicht, Guido? Und alles, was geschah, war zu unserm Glück. Und wohl auch zu seinem.

Guido:

Zu seinem? —

Agnes:

Er wird mir's wahrscheinlich bald danken, daß ich ihm (lächelnd) die Freiheit wiedergeschenkt habe . . . Menschen wie er —

Guido:

Menschen wie er —?

Agnes:

Alles hat seinen tiefen Sinn. Es ist gut, es ist vielleicht eine tiefe Notwendigkeit, daß er von nun an wieder einsam bleiben darf.

Guido:

Einsam . . . Was man so Einsamkeit nennt.

Agnes
(blickt auf):

Was willst du damit sagen?

Guido:

Nichts anderes, als was du dir wahrscheinlich selber denkst.

Agnes:

Weiche mir nicht aus! Du hast heut schon einmal eine so sonderbare Anspielung gemacht.

Guido:

Wieso? Wann?

Agnes:

Auf der Herfahrt in der Eisenbahn ...

Guido:

Ich glaube, daß es meiner Anspielungen bei deinem Ahnungsvermögen gar nicht bedurfte. Der Gedanke, daß ihn nicht nur sein Drama sechs Wochen statt der projektierten drei im Stubaital festgehalten hat, ist dir heute gewiß nicht zum erstenmal gekommen. Du lächelst?

Agnes:

Ich find' es ein bißchen komisch, daß du offenbar Lust hast, mich eifersüchtig zu machen.

Guido:

Ich denke nicht daran. Aber, du verzeihst schon, ich sehe keinen rechten Grund, daß du deinen — deinen gewesenen Gatten immer mit einer Art von Glorienschein zu umgeben suchst. Er ist am Ende, in allem

Respekt gesagt, ein Mensch wie andere. Er ist wahrscheinlich in gewisser Beziehung um kein Haar besser, als ich und —

Agnes
(lachend):

„Und du", wolltest du sagen. Sehr liebenswürdig.

Guido:

Mißverstehe mich doch nicht.

Agnes:

O, ich versteh dich ausgezeichnet. Du willst mich glauben machen, daß dieses Fräulein X —

Guido:

Bianka Walter —

Agnes:

— das auf seiner letzten Ansichtskarte mitunterschrieben war, irgendwie dazu beigetragen hat, meinen Gatten —

Guido:

Deinen gewesenen Gatten, Herrn Felix Staufner —

Agnes:

— Felix im Stubaital festzuhalten.

Guido:

Ich will dich nichts glauben machen. Ich konstatiere einfach.

Agnes:

Ohne Beweise konstatiert man nichts. Ohne Beweise verdächtigt man nur. Im übrigen wird es sich ja bald herausstellen.

Guido:

Wieso, wenn ich fragen darf?

Agnes:

Auch er wird mir die Wahrheit sagen.

Guido:

Es ist nicht wahrscheinlich, daß du Zeit haben wirst, ihn ins Verhör zu nehmen. Abgesehen davon, daß es dir vollkommen gleichgültig, daß es dir sogar willkommen sein müßte, wenn — meine Vermutung und — deine Ahnung sich bestätigte.

Agnes:

Ich wäre sogar glücklich, das brauche ich dir nicht erst zu sagen. Mir könnte nichts Erwünschteres begegnen, als wenn — als wenn er mit diesem Fräulein Bianka oder mit irgendeiner anderen aus dem Kupee stiege.

Guido:

Ich fürchte, Agnes, du stellst dir das Leben zu einfach vor. So leicht wird es uns nicht gemacht werden. Fräulein X —

Agnes:

Bianka —

Guido:

— wird nicht mitkommen. Sie wird im Stubai geblieben sein ... vorläufig.

Agnes:

Mit ihrer Mutter.

Guido:

Wieso mit ihrer Mutter? Was kümmert dich nun gar die Mutter?

Agnes:

Sie ist ja auf der Karte mitunterschrieben. Ich fürchte überhaupt, wir tun der jungen Dame bitteres Unrecht und freuen uns zu früh! Es ist zweifellos ein anständiges Mädchen aus guter Familie, eine Bewunderin meines — meines Felix Staufner — geradeso wie die Mutter. (Sie nimmt eine Karte aus ihrem Täschchen und liest.) „Isabella Walter, die ebenso wie ihr vorher unterzeichnetes Töchterchen die Gelegenheit nicht versäumen will, der Gattin des verehrten Meisters einen dankbar ehrfurchtsvollen Gruß zu senden . . .“

Guido:

Etwas gewunden.

Agnes:

Aber sehr unverdächtig.

Guido:

Du trägst die Karte bei dir?

Agnes:

Ich hatte noch keine Zeit sie einzuordnen.

Guido:

Du hast die Absicht sie aufzubewahren?

Agnes:

Warum denn nicht? Es ist ja die letzte. Vor vier Tagen kam sie an. Und wohl die letzte, die er mir als mein Gatte geschrieben hat.

Guido
(nimmt die Karte; da sie einen leichten Widerstand entgegensetzt, sagt er verletzt):

Man wird sie wohl noch berühren dürfen. (Er liest.) „In drei Tagen hoffe ich, mit meiner Arbeit fertig zu sein. Du erhältst jedenfalls noch ein Telegramm. Dein Felix.“ Hast du ihm auf diese Karte noch geantwortet?

Agnes:

Nur ein Wort.

Guido:

Was für ein Wort, wenn man fragen darf?

Agnes:

„Auf Wiedersehen!“

Guido
(beißt sich auf die Lippen).

Agnes:

Nun, stimmt es etwa nicht? Ich schrieb nicht: auf gutes Wiedersehen, auf — glückliches Wiedersehen, einfach: auf Wiedersehen!

Guido:

Und hast du ihm auch Briefe geschrieben — in dieser Zeit?

Agnes:

Einen einzigen.

Guido:

Also — doch!

Agnes:

Das war, eh es sich noch entschieden hatte zwischen dir und mir. Abends — eine Stunde, ehe du plötzlich

in meinem Garten standest — unter meinem Fenster — und meinen Namen in die Nacht riefst... Ja, so schreibt man manchmal einen Abschiedsbrief, ohne es zu ahnen! Wie geheimnisvoll ist...

Guido
(hat die Karte noch in der Hand und scheint sie zerknittern zu wollen).

Agnes:
Was tust du, Guido?

Guido:
Du liebst ihn noch.

Agnes
(ehrlich):
Nein, Guido. Ich liebe niemanden als dich. Ich habe noch keinen — auch Felix hab ich nicht so sehr geliebt als dich! (Ergreift seine Hand.) Aber ich werde niemals aufhören (sie läßt seine Hand wieder fahren) Felix Staufner zu bewundern — zu verehren — dem Dichter Felix Staufner innerlich nahe zu sein... In gewisser Hinsicht — wie oft willst du es noch hören, Guido — können sich ja Beziehungen wie die zwischen Felix und mir gar nicht ändern, nie und nimmer. Daß wir verheiratet — waren, ist ja das wenigste. Auch wenn ich ihn nie wiedersehen würde, wenn wir meilenweit voneinander entfernt blieben —

Guido
(unterbrechend):
Ja, wenn ihr meilenweit voneinander entfernt bliebt! — Das wär freilich schön. Dann wär ja alles

gut, dann hätt' ich auch nicht das geringste gegen euere innerlichen Beziehungen einzuwenden ... Aber leider kann ich mein Leben nicht mit dir auf Reisen verbringen. Ich muß zurück ins Joch, ins verdammte und — —

Agnes:

Selbstverständlich. Ich würde es absolut nicht gestatten, daß du deinen Beruf aufgibst. Du mußt arbeiten, wenn du es auch nicht nötig hast. Ich würde mit keinem Müßiggänger zusammenleben wollen.

Guido:

Ich denke nicht daran, meinen Beruf aufzugeben. Aber ich könnte ihn immerhin anderswo ausüben. Ich werde mit Papa sprechen. Er denkt ohnedies schon lange daran, eine Filiale in Deutschland zu errichten oder in Amerika.

Agnes:

Oder in Australien.

Guido:

Je weiter, je lieber.

Agnes:

Guido!

Guido:

Ich ertrage einfach den Gedanken nicht, daß du deinem gewesenen Mann später wieder begegnen solltest.

Agnes
(bestimmt):

Guido, du darfst nicht in letzter Stunde alle unsere Abmachungen wieder entzweireißen. Du weißt, Felix ist kein Mensch wie andere ...

Guido
(Geste des Zweifels).

Agnes
(noch bestimmter):

Daß einmal die Liebe zwischen ihm und mir ein Ende nehmen könnte — diese Möglichkeit ist ihm immer vor Augen gestanden ... Aber um so weniger hat er daran gezweifelt, daß alles übrige, was uns verbindet und was das eigentliche Wesen unserer Beziehung ausmacht — unzerstörbar und unvergänglich bleibt. Er weiß vor allem, daß ihn niemand so bis auf den Grund der Seele versteht wie ich — daß er also niemals eine bessere Freundin haben wird, als ich es ihm war — und bin — und — bleibe.

Guido:

Vor wenigen Minuten, Agnes, sprachst du den Wunsch aus, er möge dich so bald als möglich ... heute noch ... auf der Fahrt nach Seewalchen möge er dich vergessen!

Agnes:

Die Geliebte, die Gattin: Ja. Aber was ich ihm außerdem gewesen bin — und bleiben darf —

Guido:

Es wird ihn einige Mühe kosten — im Anfang wenigstens — so sorgfältig zu unterscheiden.

Agnes:

Das will ich zugeben. Aber — wir werden irgendeinmal wieder Freunde werden.

Guido:

Du bildest dir wirklich ein, daß er nicht sehr bald eine andere — Freundin finden wird?

Agnes:

Eine Freundin? Nein. Nie. Eine Geliebte — gewiß! Und ob sie nun Bianka heißt oder anders — ich hoffe nur, daß ich seine Wahl werde billigen können!

Guido:

Warum hoffst du das? — Hast du etwa die Absicht, mit der künftigen Geliebten deines gewesenen Gemahls gesellschaftlich zu verkehren?!

Agnes:

Wenn es sich so fügen sollte — —

Guido:

Es wird sich nicht fügen. Denn ich erkläre dir hiermit, daß ich unser Haus — sobald einmal unsere Situation endgültig geregelt ist — und das wird hoffentlich bald der Fall sein — bürgerlich zu führen gedenke. Und ich versichere dich, daß diese ganze recht interessante, aber zum Teil etwas bedenkliche Gesellschaft von Künstlern und Komödianten beiderlei Geschlechts, die in euerm Hause aus und ein zu gehen pflegte, die Schwelle des meinen nicht überschreiten wird.

Agnes:

Immerhin — bei aller Bedenklichkeit — dir blieb es vorbehalten...

Guido:

Das ist etwas anderes. Eine echte Leidenschaft erklärt und entschuldigt alles ... Und überdies hat dein Gatte sein Los verdient.

Agnes:

Oh!

Guido:

Eine Frau muß man behüten wie einen kostbaren Schatz. Man läßt eine junge Frau nicht allein, ganz allein unter jungen Leuten, im Sommer ... an einem See ...

Agnes:

Er hat mir eben vertraut, in allen seinen Zweifeln. Das gehört mit zu den Widersprüchen seines Wesens.

Guido:

Man vertraut einer Frau nicht, die man liebt. Man zittert für sie. Man kämpft für sie. Ich werde dir niemals vertrauen. Auch wenn wir jahrelang zusammen sind. Auch wenn wir Kinder haben — und wir werden Kinder haben — immer werde ich für dich zittern. Sich einer Frau sicher fühlen, heißt ja beinahe sie beleidigen!

Agnes:

Das hat er auch nicht getan. Er war eifersüchtig, öfter als du denkst. Sogar auf dich ist er es gewesen.

Guido:

Sogar! Nun — ich dächte —

Agnes:

Aber das war, als er noch nicht den geringsten Anlaß dazu gehabt hätte. Gerade damals. So geheimnisvoll ...

Guido:

Ist das Leben.

Agnes:

— Wir hatten noch nicht dreimal miteinander gesprochen! Er hat natürlich nichts gesagt, aber ich hab es ihm wohl angemerkt. Nur begreifen konnt ich's gar nicht. Du bist ja den ganzen Tag draußen auf dem See herumgesegelt — im Anfang. Nur abends geruhtest du ein halbes Stündchen auf der Hotelterrasse neben uns Platz zu nehmen und allerlei Unsinn zu reden, der mich wahrhaftig nicht im geringsten interessierte.

Guido:

Unsinn — — Na . . .

Agnes:

Ich meine nur, es war doch alles vollkommen harmlos in jenen ersten Tagen. Gesteh nur, auch du hast dich doch eigentlich gar nicht um mich gekümmert. Die kleine Baronesse Fellah war dir wichtiger als ich! Und weiß Gott wer noch! Aber er — er hat es kommen gesehn! — An seinen Blicken hab ich's bemerkt. Er hat es gleich geahnt, daß du — daß gerade du —

Guido:

Und doch hat er dich allein gelassen? Hat es kommen gesehen und ist abgereist?

Agnes:

So ist er nun einmal. Wenn ihn ein Werk ernstlich beschäftigt, dann versinkt alles andere.

Guido:

Und er flüchtet (mit Beziehung) in die Einsamkeit.

Agnes
(ohne die Anspielung zu beachten):

Jedenfalls hört er dann auf, sich um andere Menschen zu kümmern... wenigstens um die Menschen, die — er liebt.

Guido:

Er hat dich schon öfters allein gelassen?

Agnes:

Manchmal. Aber das war nicht einmal das Schlimmste. Viel unheimlicher war's, wenn er daheim blieb und mich dennoch allein ließ. Wenn meine Stimme nicht mehr zu ihm drang. Wenn ich gewissermaßen zu einem Schatten für ihn wurde... blasser, unlebendiger, als irgendwelche Gestalten, die er eben erfand, wenn ich mich gleichsam verlöschen fühlte... für ihn —

Guido
(ihre Hand fassend):

Für mich wirst du niemals verlöschen — niemals, Agnes.

Agnes
(wie erwachend):

Nicht wahr, Guido? Du wirst mich niemals allein lassen! Du wirst nie in die Einsamkeit gehen und mich vergessen auf Tage — auf Wochen — wie er es getan... Es ist nicht gut uns allein zu lassen... du hast recht, Guido, es ist gefährlich — es ist —

(Bewegung in der Halle hat seit einigen Minuten eingesetzt. Passagiere kommen über die Treppe herauf.)

Portier
(kommt von rechts, zur Perrontür hin).

Guido:
Was ist denn? (Auf die Uhr über dem Büfett schauend.) Es sind ja noch zwölf Minuten.

Portier
(öffnet die Tür).

Agnes:
Es scheint doch —

Guido
(rasch zum Portier hin):
Der Innsbrucker Zug?

Portier:
Ja.

Guido:
Er sollte doch erst in zehn Minuten —?

Portier:
Er hat was eingebracht von der Verspätung.

Guido:
(zu Agnes):
Du bist blaß. Willst du nicht doch —

(Einige Passagiere durch den Saal auf den Perron hinaus.)

Agnes
(schüttelt heftig den Kopf):
Wir wollen lieber hinein.

Guido:
Auf den Perron —?

Agnes:

Ja. Es ist besser als hier heraußen zu warten. Schon vom Kupeefenster aus soll er uns sehen.

Guido:

Ich weiß nicht —

Agnes:

Komm! (Sie wollen auf den Perron.)

Portier:

Perronkarten, bitte.

Guido:

Ach Gott! (Greift in die Geldbörse.) Hier haben Sie — (Will ihm Geld geben.)

Portier:

Dort im Automaten bitte.

Agnes:

Aber indessen fährt der Zug ein.

Portier:

Is' ja noch Zeit.

Guido

(zum Automaten, wirft Geldstücke hinein, reißt vergeblich am Hebel):

Es geht ja nicht.

Portier

(geht zum Automaten, versucht gleichfalls vergeblich, schüttelt den Kopf):

Manchmal will er halt gar nicht.

Guido:

Aber das ist ja —

Portier:

Ah, geht schon. (Reicht Guido die zwei Billette; zurück zur Türe, die er vorher verschlossen hat und öffnet sie wieder.) Jetzt fährt er ein.

(Geräusch des einfahrenden Zuges.)

Agnes:

Deine Hand, Guido.

(Sie gehen Hand in Hand durch die Türe auf den Perron. — Während sie eben hinausgehen, erscheint Felix von rechts, über die Treppe herauf. Er sieht Agnes, will ihr nach, bemerkt beinahe im gleichen Moment, daß sie nicht allein ist und sieht, wie sie mit Guido Hand in Hand auf dem Perron verschwindet. Er bleibt einen Augenblick stehen, dann will er nach, an der Perrontür hält er wieder inne; geht dann zu der anderen geschlossenen Perrontür rechts und folgt mit den Blicken augenscheinlich den beiden, die dem einfahrenden Zug entgegengehen. Er tritt zurück, greift sich an die Stirn und blickt wieder durch die Glastüre hinaus. Nun verschwinden die beiden offenbar seinem Blick. Der Zug ist eingefahren und die Passagiere verlassen den Perron; die meisten gehen durch die Halle über die Treppe rechts, einige wenige nehmen an den Tischen Platz, einige treten ans Büfett und versorgen sich dort mit Speise und Trank. Felix kommt bis in die Mitte der Bühne, der Strom der Passagiere läuft an ihm vorbei; er muß ausweichen, tritt wieder ganz nahe zur offenen Perrontüre hin, sucht mit den Augen nach Agnes und Guido. Er gewahrt sie und blickt gespannt hinaus. Dann, als wenn er plötzlich fürchtete, von ihnen bemerkt zu werden, tritt er zurück, in seinen Zügen drückt sich das völlige Verstehen der Situation aus. Wie in einem plötzlichen Entschluß, als wenn er fliehen wollte, eilt er zur Treppe rechts. Hier bleibt er einen Moment stehen, schüttelt den Kopf, eilt wieder zu der geschlossenen Perrontür und blickt hinaus. — Die letzten Passagiere des Zuges verlassen den Perron. Felix von der Perrontüre weg, tritt ganz nach vorn, gibt seinem Gesicht einen gefaßten Ausdruck, lächelt dann etwas verzerrt, wird wieder ernst, setzt sich dann sehr ungezwungen an einen Tisch links vorn, denselben, an dem früher Agnes und

Guido saßen, nimmt mechanisch eine der Zeitungen zur Hand, sieht über sie hinweg zur Perrontür. — Der Portier hatte die Türe schon geschlossen, öffnet sie jetzt wieder. Es kommt zuerst eine verspätete Dame mit vielem Handgepäck heraus, dann ein Stationsbeamter, endlich Guido und Agnes. Sie können den hinter seiner Zeitung verborgenen Felix vorerst nicht sehen.)

Guido:

Sonderbar...

Agnes:

Kommt heute noch ein Zug aus Innsbruck?

Guido:

Wir wollen einmal auf dem Fahrplan nachsehen. (Sie gehen zu dem Fahrplan an der Wand nächst der Treppe, Guido studiert ihn sorgfältig.) Neun Uhr zwölf — nein, der kommt von anderswo. Wenn es nur eine Möglichkeit gäbe sich auszukennen. Ja, warte —

Felix

(legt die Zeitung weg, steht auf, bleibt eine Weile ruhig stehen, dann mit sehr raschen Schritten über die Bühne zu Agnes und Guido hin, die den Fahrplan studieren. Eine Weile steht er regungslos hinter ihr, dann sagt er plötzlich in harmlos-erfreutem Ton):

Da bist du ja, Agnes!

Agnes

(wendet sich um, Guido desgleichen. Aber beide vermögen zuerst keine Silbe zu reden).

Felix

(der es nicht zu bemerken scheint, sehr rasch):

Ich bin nämlich schon mit dem früheren Zug gekommen, mittags um zwölf Uhr. Ich konnte dir's leider nicht mehr telegraphieren. Es war so ein plötzlicher Entschluß. Ich bin zufällig etwas früher aufgewacht

heute morgen, meine Sachen waren gepackt, und da hab ich mir gedacht, nimmst gleich den ersten Zug und bummelst einfach noch ein paar Stunden in Salzburg herum. Na grüß dich Gott, Agnes, grüß dich Gott, meine liebe Agnes. (Schüttelt ihr die Hände.) Guten Tag, Herr Doktor. Was machen denn Sie da? Auf der Reise nach Wien? (Reicht ihm die Hand.) Der Urlaub schon zu Ende?

Guido

(hat Felix' Hand erst zögernd genommen):

Nein, ich fahre nicht nach Wien. Ich war so frei, die gnädige Frau zu begleiten, respektive die gnädige Frau hat mir erlaubt — und zwar handelt es sich —

Agnes

(wirft einen angstvollen Blick auf ihn, den Felix bemerkt).

Felix

(ihn rasch unterbrechend):

Das ist sehr nett von Ihnen, Herr Doktor. Meine Frau plaudert gern. Sehr liebenswürdig, Herr Doktor, daß Sie ihr Gesellschaft geleistet haben. Wenn man so eine Strecke dreißig= oder vierzigmal gemacht hat, da versagen endlich alle Reize der Natur. (Rasch.) Also Agnes, laß dich doch einmal anschauen... Wir haben uns lang nicht gesehn! — Sechs Wochen! Ich glaube, das haben wir noch nicht erlebt in den fünf Jahren unserer Ehe. Nicht wahr?

Agnes:

Du siehst sehr gut aus, Felix.

Felix:

So? Ja, man behauptet. Du übrigens auch. Mir scheint sogar, du bist etwas stärker geworden. Und abgebrannt, sehr abgebrannt. Viel im Freien gewesen, nicht wahr? Es war ja auch ein herrliches Wetter. Nur heute... natürlich. Es ist wirklich sehr nett, daß du mir entgegengereist bist...

Agnes:

Du hast mir ja —

Felix:

Ich wollte dich nur für alle Fälle verständigen. Ich habe keineswegs darauf gerechnet. Es sind doch immerhin zweieinhalb Stunden von Seewalchen bis hierher. Und umsteigen muß man auch. Aber es freut mich um so mehr. Es bleibt immerhin eine Reise — auch in der liebenswürdigsten Begleitung.

Guido:

Was diese meine Begleitung anbelangt, so möchte ich mir erlauben —

Agnes
(unterbricht ihn, rasch zu Felix):

Du bist also schon um zwölf dagewesen? Was hast du denn bis jetzt angefangen?

Felix:

Das werde ich dir sofort erzählen. (Auf einen Tisch weisend.) Aber wollen wir uns nicht — Ich hätte fabelhafte Lust, Kaffee zu trinken. Und du? Oder hast du vielleicht schon? Kellner! Kellner! Was fragtest

du früher? Was ich die paar Stunden hier gemacht habe? Nun, da ich schon zu Mittag da war, habe ich selbstverständlich drin in der Stadt gespeist, sehr gut, im Nürnberger Hof. (Setzt sich.) Nun, Herr Doktor, wollen Sie nicht auch Platz nehmen?

Agnes
(setzt sich).

Guido
(mit einem Blick auf Agnes):

Ich weiß wirklich nicht — ich hätte nämlich —

Felix
(rasch):

Keine Umstände, Herr Doktor. Bitte. (Zum Kellner, der eben herantritt.) Bringen Sie uns (zu Agnes) Kaffee — nicht wahr? Eine Portion. Und Sie, Herr Doktor?

Guido
(hat sich auf einen Wink Agnes' gesetzt):

Ich habe soeben —

Agnes
(rasch zum Kellner):

Drei Melangen. (Kellner will gehen.)

Felix:

Mir ziemlich dunkel. Und Sie — hören Sie doch — haben Sie vielleicht noch diesen Guglhupf, diesen ausgezeichneten, wie man ihn vor sechs Wochen hier bekommen hat?

Agnes
(lächelnd):

Du erinnerst dich noch?

Felix:

Es hat dir doch auch geschmeckt! (Zum Kellner.) Also bringen Sie uns ein paar Stück Guglhupf zum Kaffee ...

Kellner

(ab).

Felix:

Also — wovon sprachen wir nur? Ja richtig. Im Nürnberger Hof habe ich gegessen, dann bin ich herumgebummelt ...

Agnes:

In dem Regen?

Felix:

Ach, das geniert mich nicht. Im Gegenteil. Nach der vormittägigen Schwüle war es eine wahre Wohltat. Im übrigen war ich auch bei Sebastian Schwarz, ein halbes Stündchen ...

Agnes

(zu Guido, erklärend):

Das ist nämlich der Antiquitätenhändler.

Felix:

Sie interessieren sich nicht für Antiquitäten, Herr Doktor?

Guido:

Ich verstehe nicht genügend davon. Jedoch —

Felix

(rasch zu Agnes):

Er hat ein paar hübsche Sachen. Zum Teil sehr preiswert.

Agnes:

Du hast gewiß wieder eine Menge Geld ausgegeben?

Felix:

Nicht so arg. Ich habe einiges übrigens schon nach Seewalchen in die Villa schicken lassen. Eine Ampel unter anderm, wie wir sie so lang gesucht haben.

Agnes:

Für das Speisezimmer?

Felix:

Ja, man kann sie auch ins Speisezimmer hängen. Dann einen sehr hübschen Anhänger. Barock. Wirklich originell. Aquamarine durch ein Silberkettchen verbunden ... du wirst ja sehen. Ich hab ihn in der Handtasche. Und wann bist denn du eigentlich angekommen? Um vier nehme ich an —?

Agnes:

Nein, ich war auch schon zu Mittag da ...

Guido:

Wir waren auch schon zu Mittag da.

Agnes
(fortsetzend):

— haben auf dem Bahnhof gegessen und —

Felix
(rasch):

Seid dann jedenfalls auch in der Stadt herumgebummelt. Komisch, daß wir uns nicht getroffen haben.

Guido:

Wir sind spazieren gefahren.

Agnes:

In Anbetracht des schlechten Wetters — der Herr Doktor war so liebenswürdig —

Kellner

(bringt das Bestellte).

Felix

(hat den Sessel heftig gerückt, bringt den Tisch mit den Gläsern dadurch ins Zittern).

Kellner

(etwas verwundert).

Felix und Agnes

(tun Zucker in ihren Kaffee).

Guido

(unterläßt es zuerst, dann tut er es mit nervöser Raschheit).

Felix

(rührt mit dem Löffel im Kaffee).

Kellner

(ab mit Zeitungen).

Guido

(plötzlich entschlossen):

Herr Staufner, ich muß Sie um die Freundlichkeit bitten —

Felix

(rasch):

Aber trinken Sie doch erst Ihren Kaffee aus. Und lassen Sie mich den meinen genießen. Dann mögen Sie mich um jede Freundlichkeit bitten, die Ihnen

beliebt. Ich finde nämlich, die Jause ist die schönste Mahlzeit des Tages. Ich könnte eher auf das Mittagsessen verzichten, als auf den Kaffee.

Guido:

Herr Staufner — Sie fragten früher, ob ich nach Wien fahre — nun — —

Felix
(rasch):

Entschuldigen Sie meine Frage. Ich habe wohl gemerkt, daß sie Ihnen peinlich war. Ich will nicht indiskret sein. Was Sie mit dem Rest Ihres Urlaubs anfangen, das ist natürlich Ihre Sache. Freut euch des Lebens, solang ... und so weiter. Sie werden ja wohl bald die Leitung der Hollensteiner Fabrik übernehmen? Wenn Ihr Herr Papa sich einmal zurückzieht —

Guido:

Mein Vater ist sehr rüstig. Er denkt noch nicht daran, sich zurückzuziehen. (Er versucht, einen Blick von Agnes zu erhaschen, die aber den seinen vermeidet.)

Felix:

Wie alt ist er denn, wenn man fragen darf?

Guido:

Zweiundsechzig. Aber wie ich schon sagte —

Felix:

Immerhin, die Hauptlast wird doch bald auf Ihren Schultern liegen. Darum — genießen Sie Ihr Leben, solang es Zeit ist. Reisen Sie. Jawohl, vor allem reisen Sie.

Agnes:

Der Herr Doktor ist viel gereist. Er war auch schon in Amerika.

Guido:

Ja, in Südamerika bin ich gewesen.

Felix:

So, in Südamerika. Und kennen Sie Japan?

Guido:

Japan kenne ich noch nicht.

Felix:

Sehen Sie, Japan, das lockt mich schon lang. Hättest du nicht auch Lust, Agnes?

Agnes:

Es gäbe noch soviel in der Nähe —

Felix:

Darauf kommt es wohl nicht an. So der Reihe nach kann man ja die Welt doch nicht durchnehmen, nicht wahr? (Rasch.) Was hast du denn übrigens für einen Hut auf, Agnes?

Agnes:

Du kennst ihn doch.

Felix:

Das rote Band ist mir neu.

Agnes:

Ja, das ist neu.

Felix:

So eine richtige Sommerfarbe. Das glüht und prangt. (Er wiederholt, aber in einem fast unbeherrschten Ton der Wut.) Das glüht und prangt!

Agnes
(sieht ihn erschrocken an, wirft einen raschen Blick auf Guido).

Guido
(setzt sich unwillkürlich in Positur).

Felix
(blickt rasch auf, plötzlich in ganz heiterem Ton):

Sie interessieren sich wohl noch nicht für Damenhüte, Herr Doktor?

Guido
(als sähe er jetzt Gelegenheit zu einer Anknüpfung):

Nicht für jeden. Für diesen, Herr Staufner, interessiere ich mich allerdings. Und nicht nur —

Agnes
(sieht ihn erschrocken an).

Felix:

Nicht nur für diesen Hut, sondern auch für dessen Trägerin. Das ist selbstverständlich. Ich auch, Herr Doktor. Denn natürlich wäre uns dieser Hut eine vollkommen gleichgültige Sache, wenn er zum Beispiel dort drüben auf dem Haken hinge.

Portier
(tritt ein, ruft):

Erstes Zeichen zum Personenzug nach Schwanenmarkt, Vöcklabruck, Attnang, Linz, Wien.

Guido
(rückt, als wollte er sich erheben):

Herr Staufner —

Felix:

Ach ja, das wäre ja Ihr Zug, wenn Sie nach Seewalchen zurückfahren wollen. Sie haben Anschluß. (Zu Agnes, die ihn vollkommen verwirrt ansieht.) Auch unserer denkst du? Aber das ist ein Irrtum, Agnes. Der unsere ist es nicht. Hierüber später ... Aber ich begreife vollkommen, Herr Doktor, daß es Sie an den Ort Ihrer Triumphe zurückzieht. Jawohl. Ihrer Triumphe ... (Sonderbar lächelnd.) Sie gestatten wohl, daß ich Ihnen etwas verspätet meine herzlichsten Glückwünsche darbringe.

Guido
(betroffen):

Wieso ...

Agnes
(sieht Felix fassungslos an).

Felix:

Sie haben ... (Pause) die Regatta gewonnen.

Guido
(unwillkürlich aufatmend):

O ... Sehr liebenswürdig. Es war übrigens nur der zweite Preis.

Agnes
(auch wie erlöst):

Woher weißt du?

Felix:

Es steht ja in der Zeitung.

Agnes:

Du liest Sportberichte? Seit wann?

Felix:

Nicht alle. Aber die aus Seewalchen, die haben mich natürlich interessiert. Insbesondere auf der Eisenbahn, wenn man sogar schon den Leitartikel gelesen hat. (Zu Guido.) Sie betreiben den Segelsport schon lang?

Guido:

Seit vielen Jahren. Früher hauptsächlich auf der Ostsee.

Felix:

Auf Binnenseen soll es ja eigentlich schwieriger sein?

Guido:

Das läßt sich nicht so allgemein sagen.

Felix:

Ich verstehe leider nichts davon.

Guido:

Sie treiben wohl überhaupt nicht viel Sport, Herr Staufner?

Felix:

O doch, doch. Turistik hauptsächlich. Ich klettere viel. Ich habe jetzt auch ein paar schöne Partien gemacht im Stubai.

Agnes:

Allein?

Felix:

Die größeren ja. Auf kleineren befand ich mich manch=mal in Begleitung. Es waren nämlich ein paar Damen

dort. Mutter und Tochter. Die jüngere war ganz gut zu Fuß.

Agnes:

Fräulein Bianka Walter —?

Felix:

Wieso —? Ach ja! —

Agnes:

Ich nehme an, daß sie blond war ... Das ist doch deine Lieblingscouleur.

Felix:

Ja, sie war tatsächlich blond. Willst du noch mehr wissen? — Angehende Schauspielerin. Sie hat mir auch einmal was vorgetragen. Jungfrau ... von Orleans meine ich.

Agnes:

Hübsch?

Felix:

Ja. Im übrigen, ich muß wohl noch ihr Bild bei mir haben.

Agnes:

Ihr Bild? Du hast ihr Bild bei dir —?

Felix:

Ja. (Nimmt es aus der Brusttasche.) Sie hat es mir beim Abschied gegeben. Ich möchte es bei Gelegenheit einem Direktor zeigen. Sie würde so gern in Wien engagiert werden. Sie denkt, es bedürfte nur eines Worts von mir ... Naiv sind diese Weiber! — Die Mutter war auch nicht übel.

Agnes:

Isabella.

Felix:

Isabella? Ach so! Ja, Isabella hieß die Mama.

Agnes:

Und die Tochter Bianka.

Felix:

Isabella hieß die Mama und die Tochter Bianka. Es fängt fast an wie eine Ballade. (Zu Guido.) Finden Sie nicht?

Guido
(eisig):

Ich bin nicht Fachmann.

Agnes:

Du hattest aber doch eigentlich die Absicht, dort gar keine Bekanntschaften zu machen und dich ausschließlich deiner Arbeit zu widmen —?

Felix:

O, ich bin trotzdem recht fleißig gewesen. Du wirst mit mir ganz zufrieden sein, hoffe ich.

Agnes
(etwas mühsam):

Bist du fertig?

Felix:

Fertig —? Nicht ganz.

Agnes:

Das war — unter diesen Umständen — kaum anders zu erwarten.

Felix:

Nein, wie du boshaft sein kannst, Agnes! Gar kein Grund, ich versichere dich! Es handelt sich wirklich nur um eine Kleinigkeit ... Wenn ich Glück habe, kann ich in drei, vier Tagen fix und fertig sein. Nur brauch ich deinen Rat.

Agnes
(unwillkürlich erfreut):

Meinen — Rat?

Felix:

Ja. Unumgänglich. Ich muß die Sache vorerst einmal mit dir besprechen. Muß dir auch das Ganze vorlesen, soweit es eben vorhanden ist. Das ist auch der Grund, weshalb wir vorläufig nicht nach Seewalchen fahren wollen. Dorthin will ich erst wieder zurückkehren, wenn ich mit allem vollkommen im reinen bin. Und hier, in Salzburg, wie ich aus alter Erfahrung weiß, arbeitet sich's besonders gut. Deshalb wollen wir ein paar Tage hier bleiben.

Agnes:

Wir sollen hier bleiben? — Das kommt mir freilich sehr überraschend.

Felix:

Mir auch. Ich meine nämlich — ich bin im Herfahren auf die Idee gekommen. Du bist doch einverstanden? Wir telegraphieren einfach an unsere gute Therese, sie soll dir das Notwendigste nachschicken, natürlich auch einiges Überflüssige; und was du — so für den Moment benötigst — das können wir uns noch heute einkaufen.

Oder solltest du vielleicht ... ahnungsvollerweise ... deine reizende kleine Krokodilledertasche mitgebracht haben?

Guido

(sich als der Unterliegende fühlend, nicht ohne Bosheit, aber äußerlich einfach):

Ich hatte selbst das Glück, die reizende Krokodiltasche in die Garderobe zur Aufbewahrung zu tragen.

Felix:

So? Das ist ja vortrefflich. Dann ist ja alles in schönster Ordnung. Und du bleibst doch gerne hier? Nicht wahr, Agnes? Und du wirst sehen, es vergehen keine drei Tage, und alle Schwierigkeiten sind überwunden — und noch eh wir von hier wieder zurück in unser kleines Landhaus fahren ... setz ich den letzten Strich unter — (er zögert) das Bacchusfest.

Agnes

(erstaunt):

Das Bacchusfest —?

Felix:

Ja. Warum wunderst du dich?

Agnes:

Du schreibst das Bacchusfest?

Felix:

Ja.

Agnes:

Du bist doch mit einem ganz andern Plan abgereist?

Felix:

Ja — aber schon auf dem Weg ins Stubaital wurde es mir klar, daß ich nun vor allem das Bacchusfest zu schreiben hätte. Es wird wohl seine Gründe gehabt haben. All das steht ja unter so geheimnisvollen Gesetzen.

Guido:

Ja, das Leben ist sehr geheimnisvoll...

Felix:

Das Leben — nein. Nicht besonders. Aber die Kunst. Ja ... die ist höchst ... So was bereitet sich innerlich vor ... reift irgendwo in der Tiefe heran ... da heroben (auf die Stirn weisend) weiß man nichts davon ... ja ... (Abbrechend, in anderm Ton.) Zwei Akte, wie gesagt, sind vollkommen fertig. Nur im dritten, da spießt sich die Geschichte — na, du wirst ja hören, und es wird dir schon was Vernünftiges einfallen.

Agnes:

Wenn du glaubst —

Kellner
(steht da).

Felix
(ihn bemerkend):

Ach so ... Also —

Guido:

Ich habe eine Melange...

Felix:

Was fällt Ihnen ein, Herr Doktor — (Zum Kellner.) Drei Melangen und drei Stück Guglhupf.

Guido:

Vier ... ich habe nämlich zwei. —

Felix
(lachend):

Ach so. Also vier.

Kellner:

Fünf.

Felix:

Fünf?

Agnes:

Den einen hast du zerbröckelt.

Felix:

So ... hab ich das? — Wirklich! ... Also fünf.

Kellner:

Zwei Kronen vierzig.

Felix
(zahlt):

So, schon gut.

Kellner
(diskret zu Guido):

Dann wären noch zwei Soda ...

Guido:

Ach ja (will zahlen).

Felix
(bemerkt es):

Wie? Ach so! (Belustigt.) Aber bitte (will gleichfalls zahlen).

Guido:

Ich werde keineswegs . . .

Felix:

Aber lassen Sie doch. Zwei Soda? So hier. (Zahlt.)

Kellner ab.

(Felix nimmt seine Zigarettentasche heraus und bietet Guido an.)

Guido

(nimmt zögernd eine Zigarette):

Danke.

Felix

(gibt ihm Feuer, zündet auch sich eine Zigarette an).

Guido:

Und nun werde ich so frei sein und mich von den Herrschaften verabschieden.

Felix:

Guten Tag, Herr Doktor, und glückliche Reise — für welche Route immer Sie sich entschließen sollten.

Guido:

Danke. Ich küsse die Hand, gnädige Frau. (Er reicht ihr noch nicht die Hand.) Hoffentlich habe ich bald wieder — wenn nicht früher — (er ist sichtlich erfreut von seinem Einfall) so werde ich jedenfalls bei der Premiere des neuen Stücks des Herrn Gemahls das Vergnügen haben . . .

Agnes:

Ich werde mich freuen.

Felix:

Sie sind keineswegs verpflichtet, Herr Doktor.

Guido:

O, von Verpflichtung ist keine Rede. Aber ich habe noch niemals eine Ihrer Premieren versäumt. So werde ich selbstverständlich auch beim Bachfest nicht fehlen.

Felix:

Bacchusfest, Herr Doktor.

Guido:

Pardon.

Felix:

Aber ... es ist kein mythologisches Drama, auch nicht in Versen, wenn Sie davor vielleicht Angst haben sollten.

Guido:

O, durchaus nicht.

Felix:

Das Wort ist nur bildlich gemeint, selbstverständlich. Mit dem wirklichen Bacchusfest hätte ich wohl Schwierigkeiten bei der Zensur gehabt, wie Sie sich denken können.

Guido:

Ich muß zu meiner Schande gestehen, ich weiß nicht einmal, was das ist, ein Bacchusfest —

Felix:

So, das wissen Sie nicht? Das Bacchusfest war ein eigentümlicher Brauch bei den alten Griechen ... ein religiöser Brauch, könnte man sagen.

Guido:

Ein — religiöser Brauch?

Felix
(mit absichtlicher Beiläufigkeit):

Ja. Er bestand darin, daß einmal in jedem Jahr, eine Nacht hindurch, zur Zeit der Weinlese, wenn ich nicht irre, der Menschheit — in gewisser Hinsicht uneingeschränkte Freiheit gegönnt war...

Guido:

Uneingeschränkte Freiheit...?

Felix
(spricht jetzt sehr kühl, berichtend):

In gewisser Hinsicht. Für diese eine Nacht waren alle Bande der Familie, alle Gebote der Sitte einfach aufgehoben. Männer, Frauen, junge Mädchen verließen bei Sonnenuntergang das Haus, dessen Friede sie sonst umgab und behütete, und begaben sich in den heiligen Hain — es gab jedenfalls eine erhebliche Anzahl solcher Haine im Land — um dort unter den schützenden Schleiern der Nacht das göttliche Fest zu feiern...

Guido:

Das göttliche Fest —

Felix:

Das göttliche Fest.

Guido:

Unter den Schleiern der Nacht —

Felix:

Ja.

Guido:

Und wenn der Mond schien?

Felix:

Daran war nicht viel gelegen. Bei Anbruch des Tags — war das Fest vorbei, und jeder Teilnehmer war verpflichtet zu vergessen, mit wem er für seinen Teil das göttliche Fest gefeiert hatte. Verpflichtet. Das gehörte mit zum religiösen Brauch — wie die Feier selbst. Einander wiederzuerkennen hätte als schlechter Ton, ja als frevelhaft gegolten. Und wie die Sage berichtet, sollen die Festteilnehmer zuweilen etwas ermüdet, aber doch erfrischt, ja gewissermaßen geläutert nach Hause wiedergekehrt sein.

Guido:

Und man hatte zu Hause ein anregendes Gesprächsthema — — bis zum nächsten Fest.

Felix:

Es durfte über das Fest daheim niemals gesprochen werden. Es hätte auch keinen Sinn gehabt. Denn für die Erlebnisse dieser Nacht gab es so wenig eine Verantwortung — als für Träume. (Pause.)

Guido:

Aber ist es nicht zuweilen passiert, daß ein Paar, das sich im heiligen Haine zusammengefunden hatte, keine Lust verspürte, gleich wieder auseinanderzugehen — — und daß keiner von beiden heimkam?

Felix:

Das war unmöglich. Darauf stand der Tod.

Agnes:

Der Tod —?

Felix:

Ja. Der Tod. Man mußte voneinander scheiden, eh die Sonne aufging. Das Rituale war sehr streng.

Guido:

Da der Tod darauf stand...

Felix:

Freilich gab es eine Milderung.

Guido:

So? —

Felix
(betont):

Wenn zwei, die sich unter den Schleiern der Nacht zusammengefunden, noch am nächsten Abend Sehnsucht nacheinander verspürten — das kam seltener vor als man glauben sollte — so durfte niemand, weder Ehegatte noch Ehefrau, auch nicht Vater und Mutter die Verliebten zurückhalten; und sie trafen sich wieder an derselben Stelle, wo sie einander am Morgen verlassen hatten. Aber aus dieser zweiten Nacht — und hier müssen wir die Weisheit der Priester wahrhaftig bewundern — aus dieser zweiten Nacht, die kein Bacchusfest mehr war — gab es keine Rückkehr. Das frühere Heim war den beiden für alle Zeit verschlossen, und sie blieben für den weiteren Verlauf ihres Daseins aufeinander angewiesen. Darum sollen so wenige Lust verspürt haben, am zweiten Abend — außer Haus zu gehen.—

(Pause.)

Guido:

Sie haben die Mythologie gründlich studiert, Herr Staufner, für Ihre neue Komödie.

Felix:

Das war nicht einmal notwendig. Es wird auch, wenn Sie etwa nachlesen wollen, nicht alles ganz genau stimmen. Denn, wie ich schon bemerkte, bei mir ist ja das Bacchusfest nur ein Symbol — mein Stück spielt in der Gegenwart, und in der Gegenwart fehlen so ziemlich alle Bedingungen für die Wiedereinführung einer so schönen, einfachen, reinen Feier, wie es das uralte Bacchusfest gewesen ist. Die Menschen sind zu irreligiös geworden. Statt das Natürliche natürlich zu erleben, trüben sie es durch ihre gottverdammte Psychologie. Heute gibt es keine Bacchusfeste mehr, denn unser Liebesleben ist getrübt, ja vergiftet von Lüge und Selbstbetrug, von Eifersucht und Angst, von Frechheit und Reue. — Nur manchmal ... und nur in frommen Seelen leuchtet zuweilen ein matter oder hellerer Wiederschein von dem wundersamen Zauber auf, der durch jene fernen Bacchusfeste schwebte. In frommen Seelen ... Und dieser Wiederschein ist vielleicht sogar ein Zauber höherer Art. Aber wer von uns darf sich wirklicher Frömmigkeit rühmen? — Wer von uns —? ...

Portier
(kommt):

Erstes Zeichen zum Schnellzug nach Freilassing—Rosenheim—München—Paris —

Felix
(in anderm Ton):
Sollte das nicht Ihr Zug sein, Herr Doktor?

Guido
(betroffen):
Mein Zug . . .

Agnes:
Nach Paris! Natürlich ist es Ihr Zug, Herr Doktor.

Guido
(steht auf):
Dann wird es wohl so sein . . . Und nun muß ich eilends nach meinem Gepäck sehen. Gnädige Frau . . .

Agnes
(reicht ihm die Hand).

Guido
(zögert einen Moment, dann küßt er ihre Hand. Er verbeugt sich vor Felix).

Felix
(reicht ihm die Hand).

Guido
(ergreift sie, zu sehr kurzem Druck, dann ab über die Treppe).
(Pause.)
(Bewegung, Passagiere auf dem Perron mit Trägern usw.)

Felix
(sieht anscheinend dem Treiben zu, ohne Agnes zu beachten).

Agnes
(ihn betrachtend, nach langer Pause):
Und — was ist das für ein Wiederschein?

Felix
(wendet den Blick auf sie, als verstünde er nicht recht).

Agnes:
Der Wiederschein in frommen Seelen, von dem du eben gesprochen hast — der einen noch höheren Zauber bedeuten soll, als das wunderbare Fest selbst, das man heutzutage nicht mehr feiert? —

Felix
(fast rauh):
Dieser Zauber hieße — Vergessen. Aber an den glauben wir wohl beide nicht.

Agnes:
Da magst du recht haben. Aber vielleicht gibt es einen andern, an den man eher glauben könnte.

Felix
(sieht sie fragend an).

Agnes:
... Verstehen ... (Sie hat das Bild in Händen und zerknittert es.)

Felix
(lacht kurz auf).

Guido
(von rechts, mit zwei Handtaschen, tritt nochmals an den Tisch):
Ich muß sehr um Entschuldigung bitten ... Aber da ich der Bequemlichkeit halber die beiden Taschen unter derselben Nummer in der Garderobe aufbewahren ließ, so war ich so frei ...

Agnes
(ängstlich):

Danke sehr. Wollen Sie sie nur hierherstellen.

Guido:

Bitte. (Er stellt Agnes' Handtasche auf den Sessel, auf dem er früher saß.)

Felix
(erhebt sich plötzlich):

Herr Doktor Wernig ...

Guido
(versteht, sehr korrekt):

Wenn es Ihnen beliebt, Herr Staufner, ich kann meine Abreise auch verschieben —

Agnes
(rasch, bestimmt):

Sie werden mit diesem Zug reisen, Guido!

Felix
(sieht sie an).

Guido
(zögert. — Pause).

Felix:

Reisen Sie! —

Guido
(verbeugt sich, geht auf den Perron).

Felix
(setzt sich, sieht ihm nach, sein Gesicht verzerrt sich, er erhebt sich wieder halb, als wollte er Guido nach).

Agnes
(hält ihn am Arm fest).

Felix
(setzt sich).

Agnes
(zerreißt das Bild der Bianka in kleine Stückchen).

Felix
(bitter):

Wenn es damit getan wäre!

Agnes
(mit einem leisen Lächeln):

Wir wollen — fromm sein, beide.

Felix
(mit einem plötzlichen dumpfen Ausbruch):

Ich hasse dich.

Agnes:

Und ich dich noch tausendmal mehr — — (mit einem neuen Ausdruck der Zärtlichkeit) mein Geliebter!

Vorhang.

Werke

von

Arthur Schnitzler



Sterben

Novelle. Achte Auflage. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Der Dichter und der Arzt haben sich in dieser Erzählung zu gemeinsamer Tat vereint, und was sie vollbracht haben, verdient die größte Anerkennung, um so mehr, als das Sujet an Handlung arm ist und sich nur auf zwei Haupt- und eine Nebenperson beschränkt. Der Autor schildert das letzte Jahr eines Schwindsüchtigen und analysiert dessen Seelenvorgänge mit außerordentlicher psychologischer Schärfe. Die deutsche Literatur könnte sich glücklich preisen, wenn sie viele Bücher hätte wie diese einfache Erzählung.

(Deutsche Revue, Stuttgart)

Die Frau des Weisen

Novelletten. Achte Auflage. Geh. 2 M., geb. 3 M.

In Schnitzlers Novellistik finden wir all diese Konflikte, Motive und Stimmungen wieder, die uns auch in seinen Dramen begegneten. Nur daß seinem künstlerischen Wesen die Novelle mit ihrem Nebeneinander noch besser liegt als das dramatische Ineinander. Hier ist der Seelenarzt und Psychologe auf seinem eigensten Gebiet. Die Menschen sind fast jeglicher Aktivität entäußert, nur neugierige Beobachter ihrer selbst. (Oberhessische Zeitung, Marburg)

Masken und Wunder

Novellen. Elfte Auflage. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Ein geheimnisreicher Name für ein rätselvolles, ernstes und tiefes Buch! Von den Seelen merkwürdiger Menschen, zumal von Frauen, ist darin gehandelt — skeptisch und mit verhaltener Ironie, aber auch mit der seelischen Tiefe, die wunderliche Menschenschicksale in ihrem Wesen erfaßt und in den feinsten Gründen ihrer Existenz darlegt. (Generalanzeiger, Mannheim)

Dämmerseelen

Novellen. Zwölfte Auflage. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Mit seiner feinen Kunst, die sich ihres Gestaltens freut, die in die Konturen wahren Lebens das Grauen mischt, die festen Linien in feine Verschwommenheit taucht und die Hintergründe der Vorgänge des Alltags gespenstisch ins Dunkle, Unendliche rückt, hat Schnitzler hier zwei Bilder entworfen, die man in ihrer Wirkung in sich aufnehmen muß als das, was sie sind, Meisterwerke der Erzählerkunst, ohne sie aus dem Dämmer ihrer feinen Empfindung ins klare, harte Tageslicht nackter Lebenswahrheit rücken zu dürfen. (Wiener Zeitung)

Der Weg ins Freie

Roman. Fünfundzwanzigste Auflage. Geh. 5 M., geb. 6 M.

Wie eine Beichte ist dieses Buch, eine Beichte intensivster Empfindungen eines Dichters, der bisher vielleicht zu bescheiden, vielleicht zu ängstlich gewesen, zu sagen, was ihm Mensch und Rasse sind. Und es ist wunderbar, wie er es heute sagt . . . wie er alles, was um ihn kriecht, seziert und mitten durch seine eigene Weltanschauung durchleuchten läßt. Sein „Weg ins Freie" ist sein Weg ins Große, ist sein Herrlichstes, das er uns bisher gegeben hat. (B. Z. am Mittag, Berlin)

Frau Beate und ihr Sohn

Novelle. Zwölfte Auflage. Geh. 2 M. 50 Pf., geb. 3 M. 50 Pf.

Aus der Welt weicher Sinnlichkeit und unbewachten Genußtriebes, die uns Schnitzler so oft mit überlegener Ironie geschildert hat, arbeitet er in dieser Meisternovelle eine erschütternde Tragik heraus. Schnitzler hat in dieser novellistischen Tragödie der entweihten Mutterschaft sein Stärkstes geboten. (Vossische Zeitung, Berlin)

Gesammelte Werke
von
Arthur Schnitzler

I. Die erzählenden Schriften in drei Bänden

In Leinen 10 M., in Halbleder 13 M., in Ganzleder 17 M.

Inhalt: Sterben. Blumen. Ein Abschied. Die Frau des Weisen. Der Ehrentag. Die Toten schweigen. Andreas Thameyers letzter Brief. Der blinde Geronimo und sein Bruder. Leutnant Gustl. Die griechische Tänzerin. Frau Berta Garlan. Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg. Die Fremde. Die Weissagung. Das neue Lied. Der Tod des Junggesellen. Der tote Gabriel. Das Tagebuch der Redegonda. Der Mörder. Die dreifache Warnung. Die Hirtenflöte. Der Weg ins Freie.

II. Die Theaterstücke in vier Bänden

In Leinen 12 M., in Halbleder 16 M., in Ganzleder 21 M.

Inhalt: Anatol. Das Märchen. Liebelei. Das Vermächtnis. Paracelsus. Die Gefährtin. Der grüne Kakadu. Der Schleier der Beatrice. Lebendige Stunden. Die Frau mit dem Dolche. Die letzten Masken. Literatur. Der einsame Weg. Zwischenspiel. Der Puppenspieler. Der tapfere Cassian. Zum großen Wurstel. Der Ruf des Lebens. Komtesse Mizzi oder Der Familientag. Der junge Medardus. Das weite Land.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig







